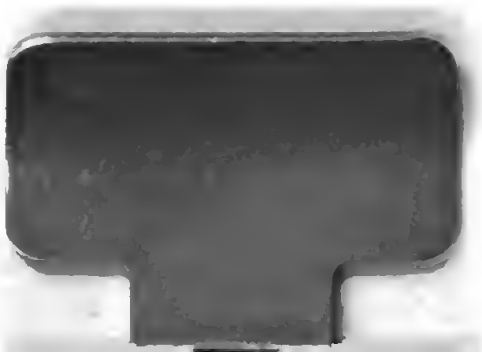
Digitized by Google

C. ... 4893 e Bergsöe



Digitized by Google

<36614739750010

<36614739750010

Bayer. Staatsbibliothek

Geſpenſternovellen

von

Wilhelm Bergſöe.

Aus dem Däniſchen überſetzt

von

Adolf Strodtmann.

Autoriſirte Ausgabe.

Berlin, 1873.

Druck und Verlag von Otto Janke.

336 by

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

	Seite
Die glückliche Familie	1
Der geraubte Arm	111
Schimmelmann's Pferd	177

Die glückliche Familie.

Es war ein ſtiller, ſonniger Auguſtabend. In Caſamicciola, eine der größten Ortſchaften auf Iſchia, welche beſonders durch ihre zahlloſen Heilquellen berühmt iſt, begann ſich das Abendleben nach der brennenden Hitze des Tages zu entfalten. Ringsumher auf den Straßen erſcholl Geſang und Gelächter; die langen Strohjalouſien wurden in die Höhe gerollt, die laubbedeckten Loggien und grünen Veranden füllten ſich mit plaudernden Matronen, welche jetzt die Spindel ruhen ließen, oder mit lächelnden Mädchen, welche verſtohlene und ſchelmiſche Blicke zu den jungen Bauerburſchen hinabſandten, die mit einer Nelke

hinter dem Ohre und ein Liebeslied auf den Lippen langſam auf ihren ſchwer bepackten Eſeln von der Feldarbeit drunten im Thale heimkehrten. Droben auf der Piazza — dem Forum Caſamicciola's — wurden ernſtere Geſchäfte verhandelt. Hier ſtanden die Männer in kleinen Gruppen vertheilt, einige in ernſthaftem Geſpräch über die nahen Ausſichten der Weinleſe, andere ſchreiend und geſtikulirend, wenn es die lieben Bajocchi betraf, wieder andere ruhig eine Cigarre rauchend und die kleinen, drallen Kinder anſchnauzend, die in ihrem iſchiataniſchen Nationalkoſtüm, Hemd und Strohhut, oder zuweilen Strohhut ohne Hemd, häufig die Männer ſtörten, bald durch ihr Spiel, bald durch ein Jammergeheul, das ſie ausſtießen, wenn die Mütter plötzlich erſchienen, um ſie unter einer Fluth der verſchiedenartigſten Ausrufe zu Bette zu bringen.

Mitten unter dieſen gejagten und jagenden

Geſtalten, hoch erhaben über den kleinlichen Intereſſen, welche die Gruppen beſchäftigten, thronte in ſtiller Würde eine Figur, die mit einem rieſigen Panamahute, einer kreideweißen Jacke und den Unausſprechlichen der Municipalgarde bekleidet war. Er ſaß — verzeih' mir, daß ich es verrathe, Piſani! — auf einem ganz gewöhnlichen Strohſtuhle vor dem Schilderhauſe, in welchem ſich weder eine Schildwache befand noch je von mir bemerkt worden war, und welches nur dahin geſtellt zu ſein ſchien, um ein Seitenſtück zu dem von einer Krone überragten ſavoyiſchen Kreuze zu bilden, das auf der Mauer dicht daneben angebracht war, und über dem die ſtolzen Worte: „Guardia municipale“ prangten. So wie Piſani dort ſaß, das gedankenſchwere Haupt auf die flache Rechte geſtützt und eine kleine Cigarette zwiſchen den Lippen balancirend, war es leicht zu ſehen, daß er zu den erſten Männern der Inſel gehörte. Schalten ſich ein

paar Weiber — gleich ſchoß ſein Blick zornig und böſe nach der Seite hin, und es wurde wieder ſtill; kreiſchten ein paar Kinder zu laut, ſo erhob der Panamaſchatten ſich langſam, wie die gelblichen Wolken vor dem Ausbruch des Tornado, und die Erſchrockenen wagten nicht den Ausbruch zu erwarten, ſondern flüchteten Hals über Kopf in die nächſte Seitenſtraße; ſogar die Männer dämpften ihre Rede, wenn ſie an ihm vorüber gingen, und grüßten ihn tiefer und ehrerbietiger als ſelbſt ihre Prieſter.

Und in Wahrheit, Piſani verdiente alle dieſe Ehren. Nicht allein beſaß er den größten wirklichen Panamahut auf Iſchia, und dergleichen iſt auf einer ſolch' kleinen Inſel nicht ohne Bedeutung, ſondern er hatte nach der Revolution in Neapel den piemonteſiſchen Abgeſandten beherbergt, welcher erſchien, um Beſitz von der Inſel zu ergreifen, und er hatte, was von Allem am höchſten galt, Vichy-Waſſer für Garibaldi

verſchrieben, als dieſer vor zwei Jahren die Bäder dort auf der Inſel gebrauchte. Dies Vichy-Waſſer hat Piſani unſterblich gemacht, — mindeſtens ſo lange er lebte. Er hatte mit einem Schlage ſeinen gefährlichſten Gegner, den Apotheker, zermalmt, der kaum wußte, wo Paris liegt, geſchweige denn was Vichy-Waſſer ſei, und es war daher nicht zu verwundern, daß jeder Fremde, welcher die Inſel betrat und von Amts-wegen Etwas mit Piſani zu thun hatte, auch ſofort die Geſchichte vom Vichy-Waſſer zu hören bekam, damit er ſpäter bei ſeiner Heimkehr ſeine Landsleute in Erſtaunen ſetzen könne durch die geographiſchen Kenntniſſe, in deren Beſitz Iſchia iſt, und durch den Handelsverkehr, den es entfaltet.

Piſani ſah mich über die Piazza ſchlendern, und der Panamaſchatten kam in Bewegung, nicht wild und drohend, ſondern wohlwollend, gutmüthig winkend wallte er auf und nieder.

Piſani hat eine Schwäche, eine verzeihliche Schwäche — ich kenne eine ganze Nation, welche dieſelbe mit ihm theilt — er mag gern mit dem Fremden reden, Arm in Arm mit ihnen gehen, ihnen vom Vichy-Waſſer und von ſeinen Beſchwerden als erſter Communalbeamter der Inſel erzählen, und alles das nicht allein, weil er ſich für die Fremden intereſſirt, ſondern auch weil die Fremden ihm ein gewiſſes Relief geben, das in der Verbindung mit der ausgezeichneten Gelegenheit, eine Sprache zu ſprechen, die er ſelbſt für fränzöſiſch hält, ihn hoch über den Apotheker erhebt, von den übrigen untergeordneten Leuten der Inſel gar nicht zu reden.

„Ein ſchöner Tag und ein herrlicher Abend, Signore!“ begann er, als ich mich dem Schilderhauſe näherte. „Sie ſind wohlzufrieden mit dem Logis, daß ich Ihnen nachgewieſen habe?“

„Ausgezeichnet!“ erwiderte ich.

„Das glaub' ich ſchon,“ ſagte er mit ſtiller

Würde. „Wohin ich die Fremden weiſe, hat ſich noch keiner beklagt. Aber wenn irgend Etwas nicht recht wäre, ſagen Sie es mir nur — ich kenne die Verhältniſſe. — Haben Sie meine neue Wegearbeit geſehen?“ fügte er haſtig hinzu, als er ſah, daß ich Miene machte, mich zu entfernen.

„Die Communalarbeit draußen vor dem Thore?“

„Ja, die Communalarbeit oder die unſrige; das heißt, ich bin der Urheber, ich habe den Plan und das Nivellement gemacht. O, das iſt eine Arbeit, Erdaufwürfe, Sprengungen! Per Baccho, es wird eine gute Summe Ducati koſten, ehe wir damit fertig ſind, aber es wird der beſte Weg auf Iſchia, der allerbeſte, man wird darauf im Cabriolet fahren können, von Caſamicciola bis Forio.“

Ich erklärte, daß ich nie den mindeſten Zweifel daran gehegt habe, aber Piſani, der

die treffliche Beute, die er geangelt, nicht fahren laſſen wollte, erhob ſich und ſagte: „Erlauben Sie, Signore, daß ich Ihnen das Geleit gebe. Ich muß doch hinaus, um den Arbeitern ihren Taglohn zu bezahlen. Es iſt ein undankbares Volk hier auf der Inſel; die Kerls trauen nicht einmal den Communalbehörden und wollen nicht bis zum Sonnabend warten. Ihren Arm! Danke!“

„Mir ſcheint, daß ich Sie heute Morgen dort habe ſitzen und auf die Arbeiter paſſen ſehen“, warf ich leicht hin, während wir über den Platz ſchlenderten.

Piſani antwortete nichts auf dieſe Bemerkung; es war, als hätte ich in die leere Luft geſprochen. Dagegen war der Panamaſchatten in einer unabläſſig ſchaukelnden Bewegung bald nach rechts, bald nach links, aber der Hut ſelbſt behielt unverrückbar ſeinen Platz, während die Hüte der Andern ſich zur Erde neigten. So

erreichten wir die Kirche, wo Piſani mit der Hand einem alten invaliden Chauſſeegräber winkte, der mit einem großen Meſſingſchilde auf der Bruſt daſaß und einen Salatkopf verſpeiſte. „Der paßt auf die Arbeiter,“ ſagte er mit der Würde eines Königs. „Haben ſie heute Etwas beſchafft, Biaggio? — Gut, dann wollen wir hinausgehen, und nachſehen, wie weit die Arbeit vorgerückt iſt.“

Draußen vor dem Thore ließ Piſani meinen Arm loß und begann Italieniſch zu reden. Er erklärte mir, übrigens nicht ohne eine gewiſſe Sachkenntniß, die Richtung und Höhe des neuen Weges, und näherte ſich dann drei oder vier anderen Chauſſeegräbern, die alle mit derſelben Arbeit beſchäftigt waren, in der wir Biaggio unterbrochen hatten.

Piſani's Anſehen ſchien indeß im Verhältniß zu ſeiner Entfernung von der Piazza abzunehmen; denn es entſtand bald ein Zank über den Gegen-

ſtand, welcher in Italien zu den gröbſten Schimpfwörtern und den meiſten Meſſerſtichen Anlaß giebt, — die Zahl der Bajocchi. Ich entfernte mich, um nicht Zeuge einer möglicher Weiſe ausbrechenden Revolution zu werden, und da ein von dem hohen, bambusähnlichen Rohre, welches man hier Canna nennt, überſchatteter Pfad dicht vor mir abbog, folgte ich dieſem um ſo lieber, als ein paar Tamburine verlockend aus einer kleinen Vigne im Thale erklangen und lauter und lauter jubelten, je mehr das Gezänk auf dem Wege in der Ferne verhallte. Bald hörte ich ſie deutlich, dieſe ſeltſamen, bald lockenden bald jubelnden, bald kreiſchenden und neckenden Töne, wild und dämoniſch wie die finſtere Zeit, welche ſie gebar, weich und ſinnlich wie das Volk, bei welchem ſie entſtanden. Es war das erſte Mal, daß ich die Tarantella auf italieniſchem Boden vernahm; bald miſchte ſich Geſang in das Klingen der Tamburine, eine

Art Improviſation ſchien es mir zu ſein, und neugierig blieb ich ſtehen, um zu lauſchen, da eine der gewöhnlichen endloſen Weinbergsmauern die Ausſicht verſperrte.

Plötzlich verſtummten die Tamburine, alles ward ſtill, darauf erklang ein friſches, fröhliches Lachen, und ich vernahm leichte, haſtige Schritte, wie von jungen Mädchen, die nach dem Hauſe zuliefen, während gleichzeitig die taktfeſteren Tritte meines Freundes, des Signor Piſani, den Weg hinabdonnerten.

„Ein ſchlimmes Volk hier auf der Inſel, Signore!“ bemerkte er, während er den Reſt des Kupfergeldes, das er gezählt hatte, in die Taſche ſchob. „Nie mit dem zufrieden, was man ihnen giebt; eſſen Maccaroni; trinken Wein und ſchlagen das Tamburin vom Morgen bis zum Abend, das gefällt ihnen, aber arbeiten—!“ Und er machte eine jener unvergleichlichen, von

einem Kehllaute begleiteten Geberden, deren nur die Italiener Meiſter ſind.

„Annunciatina, komm herauf!“ erklang eine helle Stimme gerade über unſern Köpfen, und ein junges Mädchen, mit einem bunten Schnupftuche um eine Fülle dunkler Locken, mit weißem Rocke und bloßen Füßen arbeitete ſich durch das Weinlaub, das Tamburin noch in der erhobenen Hand.

„Tereſina, Du verwünſchte Hexe, wie kannſt Du wagen, in meine Vigne hinabzukommen und obendrein den Tanz zu tanzen, den Padre Giuſeppe verboten hat, das ſchickt ſich nicht!“ ſchrie mein würdiger Freund, deſſen Zorn wieder aufflammte.

„Ich habe ja nicht mit Dir getanzt, alter Narr!“ rief Tereſina und ſchnappte nach Luft. „Hätte ich irgend daran gedacht, ihn mit Dir zu tanzen, ſo wäre es freilich Sünde geweſen.“

„Ekel, der Du biſt,“ erſcholl jetzt Annuncia-

tina's Stimme, und ein andres, jüngeres Mädchen ſchlüpfte durch das Weinlaub; „geh heim zu Deiner armen Frau, die Du jeden Abend prügelſt; paß auf, daß Dein alter Vater keine Dummheit begeht, indem er ſich ein junges Weib nimmt, und daß Marriuccia nicht mit Beppino fortläuft, das iſt beſſer als Dich hier herum zu treiben!“

Es war eine fürchterliche Salve, und ich erwartete eine entſprechende Exploſion. Piſani ſchnappte zweimal nach Luft, dann wandte er ſich zu mir, und während Gelächter und Tamburinenklang von droben erſcholl, ſagte er, im Vertrauen darauf, daß ich Nichts verſtanden hätte: „Zwei niedliche, höchſt liebenswürdige Mädchen; ſie machen ſich an dem ſchönen Abend ein kleines Vergnügen.“

„Ja, ſo ſcheint's,“ ſagte ich.

Piſani fühlte ſich etwas gedrückt, und erſt als wir die Chauſſee wieder erreichten, hatte er

ſeine frühere Würde zurück erlangt, aber jetzt hatten wir auch ſchon die Piazza in Sicht. „Sie haben nie die Tarantella geſehen?“ warf er hin, als ſei gar nichts vorgefallen.

„Nein, niemals,“ antwortete ich. Es iſt mein höchſter Wunſch, ſie zu ſehen, aber natürlich gut getanzt.“

„Wohlan,“ ſagte er und wies mit der Hand vor ſich hin; „folgen Sie dieſem kleinen Felspfade hier zur Rechten; er führt den Berg hinauf und endet bei dem niedrigen, weißen Hauſe, daß Sie dort oben erblicken. Gehen Sie dort hinein, und ſagen Sie mit einer Empfehlung von mir, daß Sie die Tarantella zu ſehen wünſchen, dann bekommen Sie dieſelbe ſo gut zu ſehen, wie Niemand auf der Inſel ſie tanzen kann. Sind Sie nicht zufrieden geſtellt, ſo ſagen Sie mir's, wenn Sie zurückkehren — Sie treffen mich auf der Piazza — dann werde ich mit der luſtigen Familie ſprechen.“

„Die luſtige Familie? wer iſt das?“

„Das ſind die Leute, welche dort oben wohnen; wir nennen ſie immer ſo. Sie ſingen, tanzen und lachen vom Morgen bis zum Abend; Nichts vermag ſie aus ihrem Humor zu bringen.“

„Aber man kann doch nicht ſo in ein fremdes Haus einbrechen und verlangen, daß die Leute Einem was vortanzen ſollen. Ich kenne ſie ja nicht, ich bin fremd . . .“

„Eben deshalb können Sie es thun. Außerdem, wenn Sie von mir grüßen, iſt Alles in Richtigkeit. Die Sonne geht erſt in einer Stunde unter, wir haben heut Abend Vollmond, ſo daß Sie leicht den Rückweg finden werden. Wenn nicht, ſo bitten Sie den Mann, Sie zu begleiten; er thut's, wenn Sie von mir grüßen.“

Mit dieſen Worten wandte Piſani, der jetzt ſeine ganze Würde zurückgewonnen hatte, mir den Rücken und ſchlenderte langſam zu der

lieben Piazza, wo ſein leerer Thronſeſſel ſtand.—

Es iſt das Eigenthümliche bei den Italienern, daß man als Fremder ſie faſt um alles Mögliche bitten kann. Luſtig und gutmüthig von Natur, höflich mehr aus innerem Drang als aus Bildung gewohnt an die Anſprüche und Launen des Reiſenden, betrachten ſie ihn faſt wie ein verzogenes Kind, dem man in Allem nachgeben muß. Schickte man einen Italiener zur Abendzeit nach einem däniſchen Bauernhofe mit einer Empfehlung von Hans oder Kunz, ihm einen Reel oder eine Sechstour vorzutanzen, ſo würde man ihn wahrſcheinlich für toll anſehen und ihn aus dem Hauſe ſpediren — hier findet man dergleichen ganz natürlich; das fremde Kind, das ſo weit gereiſt iſt und ſo gut bezahlt, muß ja amüſirt werden.

Ich will nicht ſagen, daß ich dieſe Betrachtungen anſtellte, während ich den Berg hinanklomm; dazu war derſelbe zu ſteil und die Naturumgebung zu großartig. Der Pfad, welcher ſich anfangs

zwiſchen ein Paar Vignen hingezogen hatte, ſtieg jetzt höher empor und ſchlängelte ſich über die Felſen, als wäre ſeine Zickzacklinie von einer jener großen ſmaragdgrünen Eidechſen berechnet, die mit ihren klugen, blitzenden Augen und geſchmeidigen Bewegungen mir in raſtloſem Spiele vorbei huſchten. Rieſige ſchwarze Felsblöcke, mit weißem und gelben Mooſe bewachſen und auf ihren Bruchflächen vom Schillerglanze der Hornblende ſchimmernd, erhoben ſich über dem Wege und nöthigten den kleinen Pfad hin und wieder zu den launenhafteſten Krümmungen. Jetzt kam ein kleiner Bach, jetzt ein plötzlicher Abhang, und immer mußte man mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit klettern, um nicht ins Thal hinab zu ſtürzen, wo ſchon die runden Kirchenkuppeln, die ſchneeweißen Häuſer und die mit trocknem Laub bedeckten Loggien von Caſamicciola ſich zu verkleinern und auszuſehen begannen, wie der Adler

ſie erblicken mag, wenn er auf ſeinem Flug unter den Wolken dahin ſtreicht. Ich ſchaute empor; das niedrige, weiße Haus lag gerade über meinem Haupt, vom hellſten und friſcheſten Grün umrahmt, aber ich war noch eine Strecke davon entfernt. Plötzlich erweiterte ſich der Bergpfad, er gewann faſt den Rang einer Landſtraße, und mit dem Range veränderte ſich auch der Charakter. Schlanke, hohe Kaſtanien wiegten ihre ſchattigen Blätter im Abendwinde, der wie eine erfriſchende Briese von dem tiefen, dunkelblauen Meere herüber kam. Rieſige Farnkräuter erhoben ihr glattes feingezacktes Laub, und bunte Falter bewieſen, daß hier oben, wo die Gluth der Sonnenſtrahlen von der Bergluft gemildert und die Erde vom Waſſer der Bergquellen befeuchtet ward, — daß hier noch die Blumen blühten, welche drunten im Thale längſt verdorrt und verwelkt waren. Die Luft ward leichter, je höher ich emporſchritt, der Weg verbreiterte ſich dann und wann zu

großen, grasbedeckten Ebenen, wo alte Kaſtanien und mächtige, krumm gebogene Eichen mich bisweilen in die Illuſion verſetzten, daß ich in Dyrehaven bei Koppenhagen wandele. Plötzlich gewahrte ich ein großes, gelbes Stoppelfeld; ich vernahm dumpfe, taktmäßige Schläge, wie das Geräuſch von Dreſchflegeln im Herbſte, und zu meinem Erſtaunen ſtand ich bald vor zwei halbnackten Männern, die mit einem Paar langer Stangen den abgemähten Roggen droſchen, der auf der Erde lag.

„Wohnt hier die luſtige Familie?“ frug ich etwas zögernd.

„Höher hinauf, in der nächſten Campagna, Signore. Sie können nicht fehlen, wenn Sie dem Zaune rechts folgen.“

Der angedeutete Zaun war ein verwirrtes Gemiſch von Epheu, Geisblatt, Brombeeren, wilden Roſen und den ſtechenden, aber wunderbar ſchönen Lakritzpflanzen, deren feingezeichnete,

ovale Blätter etwas an die tropiſchen Schling-gewächſe erinnern, die man in unſern Treib-häuſern gewahrt. Hier hingen ein paar mächtige Aloen über den Weg hinaus, dort erhob ſich ein rieſiger Feigenkaktus mit ſeinen rothen Früchten und ſtachlichten Blättern hoch in die Luft, — es war etwas ſeltſam Tropiſches in dem ganzen Anblick. Nie habe ich die Roſenſträucher ſo ſchwer von Blumen, die Brombeeren ſo groß und den Epheu ſo üppig wie hier geſehen.

Ein Gang von wenigen Minuten führte mich zu einem kleinen, verfallenen Holzpförtchen, daß an einem Mauerpfeiler lehnte, in deſſen Niſche ein ſchlechtgemaltes Madonnenbild angebracht war. Ein duftiger, friſcher Blumenſtrauß ſtak in einer alten Tonmuſchel unter dem Bilde der Jungfrau. Das Pförtchen war offen, und am Eingange ſtand ein weißer, braun gefleckter Hühnerhund und blickte mich mit ſeinen klugen Augen an.

„Wohnt hier die luſtige Familie?“ frug ich.

Der Hund ſchien mich zu verſtehen; denn er wandte ſich plötzlich um und ſprang mir wedelnd voraus, einen dunklen, mit Weinlaub überrankten Gang hinab, als wollte er melden, daß ein Fremder ankomme.

Ich ſchritt durch den Gang, wo die vollen, runden Traubenbüſchel in ihrer dunkelbraunen Pracht ſo dicht und ſchwer herabhingen, daß ich ſie faſt mit dem Kopfe berührte, als ich weiterging. Der Gang erweiterte ſich und endete bei einem Paar breitwipfliger, ſchattendichter Wallnußbäume; rechts vor dieſen lag ein kleines Haus mit ſeinem flachen Dache und ſeiner unvermeidlichen laubbekleideten Loggia, und auf dieſer ſaß ein junges Mädchen und ſtreifte Lavendel ab.

„Wohnt hier die luſtige Familie?“ frug ich zum dritten Mal.

„Ja, Signore das ſind wir,“ antwortete ſie ohne jede Spur von Verlegenheit. Dann erhob

ſie ſich und ſchüttelte die duftenden Pflanzen auf ein weißes Tuch. „Gleich will ich Vater rufen.“

Sie verließ die Loggia, und bald darauf ſah ich ſie drunten im Weingarten verſchwinden. Ich hatte jetzt Muße, mich ein wenig umzuſehen und die Umgebungen zu ſtudiren, ehe ich mit meiner eigentlichen Abſicht, der gewünſchten Tarantella, herausrückte. Es lag eine Schönheitsfülle über dem kleinen Fleck Erde, die mich wahrhaft in Erſtaunen ſetzte. Der Wein war aufgebunden, theils an ſchlanke Ulmen, theils an die gelben Rohrhalme, die in runden Bögen gezogen waren, ſo, daß ſie laubbedeckte Gänge bildeten, wohin man ſah, und überall blinkten die ſchweren Traubenbüſchel durch das helle Laub. Purpurrothe Tomaten hingen von dem niedrigen Holzgitter herab, das den kleinen Gartenplatz um das Haus einzäunte; breitblättrige Feigen, voll blutrother, thauiger Früchte, ſtanden rings um daſſelbe her. Hohe Stockroſen erhoben ihre

Blumenpyramiden in den Ecken des Gartens; weiterhin plätſcherte ein Quell aus einer Grotte, die mit Kallas, Venushaar und Farnkräutern wie überſät war, und inmitten dieſer Blumenpracht ertönte der Wachtel melodiſcher Schlag, untermiſcht mit dem zwitſchernden Triller, den ein einzelner Singvogel noch der untergehenden Sonne zuſandte. Ich blickte nach dem Hauſe; der gefleckte Hühnerhund hielt treulich Wacht auf der Schwelle, und neben ſeinem Kopf erſchien ein zweiter, ſchwarzlockiger, dunkeläugiger; dann kamen ein Paar kleine ſonnenverbrannte Arme, ein Paar dralle Beinchen zum Vorſchein, und ein kleines vierjähriges Mädchen, eines der reizendſten Geſchöpfe, die ich geſehen habe, ließ ſeine großen, kohlſchwarzen Augen fragend auf mir ruhen; ſie hatte offenbar noch nie zuvor einen Fremden geſehen.

„Wie heißeſt Du?“ frug ich.

„Giovannina,“ flüſterte ſie erſchrocken und

duckte ſich hinter den großen Hühnerhund hinab, der ihr das Geſicht leckte.

Das Abendroth glomm durch den Weingarten es ſpielte zwiſchen ſeinem feinen, traubenbelaſteten Rebenlaub, zeichnete ſich wie goldhelle Sonnenflecken auf den Blumen der zierlich gehaltenen kleinen Beete ab, brach ſich in den Waſſerperlen der Quelle, und verwandelte die Stämme und Zweige der großen Wallnußbäume in funkelndes Erz. Es lag eine ſolche Kraft und Fülle in dieſer goldnen Beleuchtung, daß ſie mein Auge faſt blendete, ſo daß ich die aus dem Weingarten kommenden Perſonen nicht bemerkte, ehe ſie ziemlich dicht vor mir ſtanden. Voran ſchritt das junge Mädchen von der Loggia; darauf folgte ein großer, ſchlanker Mann in kurzen Lederhoſen und mit der gewöhnlichen rothen Mütze der Iſchiataner; dann kam eine fein gebaute ältere Frau mit einem ſeltſam ſtahlgrauen Schimmer in dem dunklen Haare, und den Zug

beſchloß endlich ein fünfzehnjähriger Burſche, der eine Menge Bohnen und Wachtelſchlingen in der einen, und einen Beutel mit gefangenen Vögeln in der andern Hand trug.

Das junge Mädchen ging, von der älteren Frau, die ich für ihre Schweſter hielt, begleitet, in das Haus hinein. Der Knabe blieb ſtehen und betrachtete mich mit einem neugierigen, halb bewundernden Blicke, während der Mann meinen Gruß erwiderte, indem er die rothe Mütze kaum merklich rückte: „Auf welchem Wege ſind Sie herauf gekommen?“

„Auf dem Felſenpfade,“ antwortete ich. „Ich wohne drunten im Thale in la piccola sentinella und hatte von der luſtigen Familie reden hören; ſo bin ich denn heute Nachmittag hier hinauf marſchirt.“

„Hörſt Du, Frau?“ rief er mit einem herzlichen Lachen zur Thüröffnung hinein. „Sie reden drunten in la piccola sentinella von der

luſtigen Familie. In der Lokanda, wohin all die feinen Leute kommen, ſpricht man von der luſtigen Familie hier oben auf dem Berge. Er iſt ein Signore, und iſt doch herauf gekommen, um uns zu beſuchen; iſt das nicht ſpaßig?“ Und er fuhr fort, ſo herzlich, ſo froh und ſo zufrieden zu lachen, daß ich betreffs ſeiner nicht den mindeſten Zweifel daran hegen konnte, er ſei das Haupt der Familie.

„Es kommen wohl nicht Viele hierher?“ frug ich.

„Nein,“ antwortete er. „Ja, warten Sie, doch — vor vier Jahren war ein franzöſiſcher Maler hier. Er malte den Baum dort und den Waſſerfall über der Schlucht und das Thal bei Caſamicciola und das Meer bis ganz hinüber nach Capo Miſene.“

Er hatte ſich an den einen der beiden großen Bäume geſtellt und deutete mit der Hand in einem weiten Bogen über den Felsrücken hinaus.

Ich folgte dieſer Handbewegung, und in Wahrheit, es war eine Wunderſchau, die ſich vor meinen Blicken ausbreitete. Das Felsgebirg bildete hier eine Kluft oder Schlucht, wo die Kaſtanien wie dunkelgrüne Laubkuppeln in ſanftem Fall ſich thalabwärts verloren. Dann folgte das Thal mit ſeinem hellerem Weinlaub, mit den blaugrauen Oliven, mit den weißen Häuschen und verſtreut liegenden Vignen. Von da ſchwebte der Blick über das blinkende, wie mit dem tiefſten Ultramarin gefärbte Meer, und draußen am Horizonte glühte und funkelte die ſinkende Sonne wie ein rieſiger Feuerball, deſſen halbe Scheibe ſchon vom Meere verſchlungen war. Links lagen Panza's hohe Felſeninſeln; Monte Circello und die Landſpitze von Gaëta glichen zwei flimmernden Sternen, und dann ſah man Niſida, Kap Miſene und Poſilippo, bis endlich der Veſuv, dieſer uralte Wächter des Golfes mit der dunklen Feder der Rauchſäule auf ſeinem Helme und der

violetten Nebelkappe um ſeine Schultern, die Ausſicht rechts abſchloß.

„Sie wohnen hier ſchön," bemerkte ich.

„Schön?" ſagte er und lachte vergnügt. „Ja das will ich meinen! Das ſagt meine Frau auch. Anfangs kam es mir gar nicht ſo ſchön vor, denn der Boden war ſo unfruchtbar und die Arbeit ſo ſchwer. Aber jeden Abend wenn wir mit unſerm Tagewerk fertig waren, ſetzten wir uns hier unter die Wallnußbäume, und dann zeigte ſie mir den einen Abend. Dies und den andern Abend Jenes, und jetzt kann ich wohl ſehen, daß es hier ſchön iſt, — ſchön wie im Paradieſe, ſagte auch der franzöſiſche Maler."

Die Frau war bei dieſen Worten herausgekommen; ſie hatte dem Mann ihre Hand auf die Schulter gelegt und blickte, wie er, nach der ſinkenden Sonne hinaus. Ein Sonnenſtreif glitt über ihr Geſicht, ihre Lippen bewegten ſich leiſe, ich war überzeugt, daß ſie bete. Sie war fein

und klein und hatte die auffallend zierlichen Händchen und Füßchen, welche man bei ſo vielen Frauen auf Iſchia findet. Das bunte Tuch, welches in vielfachen Windungen und faſt auf orientaliſche Weiſe um ihr Haupt geſchlungen war, konnte doch nicht verbergen, daß ihr dunkles Haar hie und da grau zu werden begann. Allein die Augen waren noch voll Leben und Glanz, das Lächeln zwar etwas wehmüthig, aber fein, und ihre Bewegungen auffallend leicht und ſchnell und lieblich. Dennoch lag in ihrer ganzen Haltung etwas, ich will nicht ſagen Gebeugtes, aber Etwas, das den Eindruck machte, als ſei die Arbeit, welche das Leben ihr auferlegt hatte, zu groß und ſchwer für ihre körperlichen Kräfte geweſen.

„Filippo," ſagte ſie zu dem Knaben, „bringe dem fremden Signore einen Stuhl. — Sind Sie nicht müde von dem beſchwerlichen Hinaufklettern? Trinken Sie nicht ein Glas Wein?"

Ich nahm an, daß der Wein uns auf die Tarantella führen könne, und dankte mit dem Bemerken, daß auch ihr Wein drunten im Thale gerühmt worden sei.

„Gerühmt?“ rief der Mann. „Ja, das glaub' ich; nirgends auf der ganzen Insel finden Sie besseren Wein, als in Felicetto's Campagna. Als die Mönche noch hier oben im Kloster auf Ipomeo wohnten, wollten sie niemals anderen als Felicetto's Wein haben, und das sind gelehrte Leute, die wohl wissen, was sie trinken.“

Er lachte wieder herzlich und rollte ein unförmlich großes Faß bei Seite, daß am Ende des Gartenweges vor der Grotte lag und den Eingang zu derselben versperrte. „Wollen Sie meine Cantina sehen?“ rief er drinnen aus dem Dunkel.

Ich schritt an der kleinen, plätschernden Quelle vorbei nach der Grotte hin, die nach

italieniſcher Art in den weichen vulkaniſchen Tuf-ſtein gehauen war, trat aber unwillkürlich zurück, ein ſo kalter Luftſtrom drang mir entgegen.

„Ja, es iſt die beſte Cantina auf der Inſel,“ ſagte er den langen Heber ergreifend. „Eine ſo kalte Luft haben Sie wohl noch nie geſpürt; ich darf Giovannina nie mit herein nehmen. Sie will mich immer begleiten, wenn ſie die Fäſſer ſieht, denn ſie iſt ſehr auf den Wein erpicht, aber ſie erkältet ſich hier immer.“

„Hier iſt's eben ſo kalt wie bei uns zu Hauſe, wenn der Schnee fällt,“ verſetzte ich, und zählte mit einer gewiſſen Bewunderung die Fäſſer, deren Reihe ſich im Dunkeln verlor. „Wir haben auch ſolche Grotten in meiner Heimath, aber dort bauen wir ſie aus Erde und verwahren in ihnen das Eis, das der Winterfroſt über Meere und Seen legt.“

Er ließ den Heber ſinken und fragte ver-

wundert: „Aus welchem Lande in der Welt ſind Sie denn, da es dort ſo kalt iſt?“

„Aus einem kleinen Lande hoch oben im Norden, welches Dänemark heißt.“

„So haben Sie dort keinen Wein?“

„Nein, weder Wein noch Trauben, weder Orangen, Citronen, Mandeln noch Paradies-äpfel.“

„Aber, was bauen Sie denn? Wovon leben Sie?“

Ich fühlte meine däniſche Natur in mir ſich regen und ſagte mit dem ernſten Gefühl des Heimwehs: „Von Roggen, von demſelben Getreide, das ich da drunten gedroſchen werden ſah. Daraus backen wir Brot.“

„Herrgott, Aermſter!“ ſagte er; „das geben wir den Eſeln, wenn ſie Füllen haben. — Hörſt Du Frau,“ rief er, indem er mit einer Kanne goldgelben, perlenden Weines heraustrat, „hörſt Du, der Signore hat von Roggen gelebt; ſie

haben dort, wo er herkommt, Nichts anders als Roggen. Er iſt von Danimarca!“

„Der arme Menſch!“ ſagte ſie mit dem tiefſten Ernſte und hielt das Glas hin, in welches der Mann die perlenden Fluthen hinabſtrömen ließ. „Er ſieht trotzdem doch recht kräftig aus.“

Ich ergriff das gefüllte Glas und ſetzte es an meine Lippen. Es war ein herrlicher Wein, leicht ſchäumend wie der nord-italiſche Aſti und doch den Geſchmack deſſelben mit dem ganzen Feuer und der Kraft des Falerners vereinend. Während ich trank, ſah ich den Mann der Frau einen bedeutungsvollen Blick zuwerfen und bemerkte, daß ſie ein paar Worte mit einander wechſelten.

„Wir eſſen gleich zu Abend,“ begann ſie mit einer gewiſſen Verlegenheit, „aber ich weiß nicht, ob Sie eine ſo einfache Koſt theilen mögen. Wir haben nur eine Mais-Polenta und die

Wachteln, welche Filippo gefangen hat — ja, und dann haben wir Früchte," fügte ſie hinzu.

In ihrer beſcheidenen Einladung lag etwas außerordentlich Freundliches, aber ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, daß mir dieſelbe namentlich deshalb zu Theil wurde, weil ſie wußte, daß ich daheim ſo ſchlecht lebte, wie hier zu Lande die Eſel; es war augenſcheinlich, daß ihr das Muth gemacht hatte. Ich wollte ſie noch mehr in Erſtaunen ſetzen und ſagte daher: „In meiner Heimath haben wir beſtändig Schmetterlinge. Im Sommer ſind ſie buntfarbig und flattern von Blume zu Blume, wie hier; aber wenn der Winter kommt, verlieren ſie ihre Pracht, ſie werden glänzend weiß und verſchwinden wie Thau zwiſchen unſern Fingern, wenn wir ſie nur berühren. Sommers haben wir das Meer, blau und blinkend, wie hier; aber Winters wenn der Nordwind über daſſelbe hinſtreicht, wird es hart und durchſichtig wie Glas. Dann

erſtarrt alles fließende Waſſer in Bächen und Quellen, ja ſelbſt der Regen hängt wie kryſtallhelle Glasthränen in den Zweigen der Bäume. Dann ſchnallen wir hölzerne Schuhe, unter welchen eine Meſſerklinge befeſtigt iſt, unter unſere Füße, und können auf der ſpiegelglatten Fläche ſo raſch dahinfliegen, daß der Vogel uns kaum zu folgen vermag."

Der Mann ſtarrte mich verwundert an, als erzählte ich Märchen aus einer anderen Welt; auch die Tochter, welche herausgekommen war und, an die Thürſchwelle gelehnt in der offenen Loggia ſtand, ließ fragend ihre ſchönen Augen mit einem unſicheren Ausdrucke auf mir ruhen. Aber die Frau blickte auf und ſagte: „Der Signore hat Recht; in Danimarca fällt der weiße Schnee wie kleine Schmetterlinge, und das Eis liegt wie ein Spiegel weit auf den Waſſern. Menſchen und Pferde gehen darüber hin."

„Sie hat Recht," ſagte Felicetto, als er bald

darauf mit mir in den Weingarten hinabging, während Frau und Tochter das Abendeſſen bereiteten. „Sie weiß Vieles — viel mehr, als ich. Sie war eine Zeit lang bei einer däniſchen Familie in Neapel; dort hat ſie Viel gelernt. Sie hat die Dänen nie vergeſſen; das müſſen gute Leute ſein.“

Wir waren zu einem Abhang der Vigne gekommen, wo die Sonne Vormittags mit ihrer vollen Gluth brennen mußte; denn die Luft war noch feucht und warm wie in einem Treibhauſe, und von den angrenzenden Tuff-Felſen ſtrahlte die Wärme wie aus einem Ofen. Der kleine Felſenquell, welcher von droben herabkam, floß hier ſchon als ein kleiner Bach, und mit großer Sorgfalt war ſein Waſſer durch eine Menge ſchmaler Rinnen geleitet, ſo daß die Erde faſt wie die abgetheilten Felder eines Schachbrettes ausſah. Auf jedem dieſer Felder, daß ein Beet für ſich bildete, wucherte es von rieſigen dunkel-

grünen Blättern, deren Adern wie Gold ſchimmerten, und unter dieſer tropiſchen Blätterpracht blinkten große gelbe Früchte hervor, deren Natur ich jedoch wegen des üppigen Laubwerks nicht erkennen konnte.

„Was für Früchte ſind das?“ fragte ich.

„Monacellos,“ antwortete er.

„Monacellos?“ wiederholte ich erſtaunt. „Das wäre ja ein merkwürdiger Name. Monacellos ſind ja die flüchtigen Geiſter, die ſich in den Felsſchluchten verbergen, die nur hervorkommen, wenn der Vollmond ſcheint, und, je nachdem es ihrem bethörenden, neckiſchen Sinne gefällt, den Wanderer bald in die Irre leiten, bald ihm den Gang der Metalladern im harten Geſtein oder verborgene Schätze zeigen, welche von längſt verſchwundenen Geſchlechtern vergraben worden ſind.“

„Sie wiſſen alſo auch von den Monacellos?“ ſagte er, mich mit einem aufmerkſamen Blicke

betrachtend. „Faſſen Sie dieſe an, Signor, dann werden Sie ſehen, daß es kein Geiſt iſt.“

Er hatte eine der langen Ranken aufgehoben und legte jetzt eine große, ſchwere, goldglänzende Frucht in meine Hände. Sie hatte ein wunderbar feines Arom, faſt wie eine Miſchung von Roſen und Erdbeeren, war aber betreffs ihrer ſonſtigen Beſchaffenheit wohl am erſten ein Mittelding zwiſchen Kürbis und Melone. Ihre Schale war kreuz und quer von einem Netze fein gemeißelter Adern durchzogen, und vielleicht war es das Spiel der Abendſonne auf dieſen, was ihr einen ſo auffallend metalliſchen Schimmer, faſt wie Gold, verlieh. Auch die Form war merkwürdig, und obſchon die Kürbisfrucht die wunderlichſten Geſtalten annehmen kann, hatte ich dieſe doch nie zuvor geſehen. Die Frucht hatte oben eine Einſchnürung, ſo daß gleichſam ein runder Kopf auf einem ſchmäleren Halſe ſaß; dann verbreiterte ſie ſich wie ein Rumpf

und endete mit zwei vorſpringenden Knoten. Mit etwas Phantaſie konnte man ſich recht gut vorſtellen, daß es ein kleiner dickbäuchiger Mann mit kurzen Beinen ſei, der unter den ſchattigen Blättern Raſt hielte.

„Sie glänzt ja wie Gold," ſagte ich. „Und wie ſchwer ſie iſt! Solche Früchte habe ich nie hier auf der Inſel geſehen. Wir haben ſie nie in la piccola sentinella bekommen, und dort giebt es doch gute Früchte."

„Nein, das glaub' ich wohl," lachte er. „Wenn man nur Pfirſiche und japaniſche Miſpeln für die Fremden kauft, ſo ſind die ſchon vergnügt. Sie verſtehen ſich weder auf Wein noch auf Früchte, wie die Neapolitaner. Das Schlechteſte iſt immer gut genug für die Ingleſi, ſagen auch die Hotelwirthe. Außerdem bezahlt man auch nicht einen Ducato für ein Pfund ſolcher Frucht, wenn man andere Sorten für ein Paar Bajocchi haben kann. — Nein, dieſe wandern

alle direct nach Napoli; dort iſt ein Fruchthändler in Mercato, der ſie allein verkauft.“

Er legte die goldene Frucht wieder ſehr ſorgſam hin; aber plötzlich ſchien ihm ein anderer Gedanke zu kommen, und er bückte ſich wieder über das Beet hinab. „Wir wollen heut Abend eine verſpeiſen,“ ſagte er und zog ſein breites Winzermeſſer aus dem Gürtel. „Sonſt eſſen wir ſie niemals ſelbſt, aber heut Abend ſoll es ein Feſt geben.“

„Sie iſt viel zu groß,“ rief ich und zog ſeinen Arm zurück.

„Glauben Sie?“ frug er mit einem liſtigen Blick. „Warten Sie, bis Sie ſie ſchmecken.“

Mit der goldenen Frucht auf dem Kopfe ſchritt er dem Hauſe zu. Ich folgte ihm langſam, und freute mich, doch einmal echtes italieniſches Bauernleben und ſo unverdorbene Naturen zu ſehen wie die, in deren Mitte ich ſo gaſtlich aufgenommen worden war.

Unter den beiden großen Wallnußbäumen war eine feſtliche Tafel gedeckt. Wenn ich mich dieſes in Romanen ſo gewöhnlichen Ausdruckes bediene, iſt derſelbe doch in beſchränktem Sinne zu verſtehen. Hier war kein „ſchneeweißſchimmerndes Tiſchtuch," keine „freundlich ſingende Theemaſchine," keine „hell brennende Lampe mit roſenrothem Ueberwurf;" nein, Weinlaub und Feigenblätter waren unſer Tiſchtuch, und auf ihnen lagen die buntfarbigen Früchte des Herbſtes. Der Tiſch beſtand aus einer jener großen, flachen Bütten, die man bei der Weinleſe gebraucht; dieſelbe war jetzt mit dem Boden nach oben gekehrt, und in der Mitte dampfte eine große Schüſſel der gelben Mais-Polenta mit den rothen Tomaten. Die Lampe — ja, die war gar nicht vorhanden, wenn man nicht den Mond dafür gelten ließ, der groß und hell, aber noch mit einem leichten Wolkenkranze um ſeinen Scheitel, in einzelnen

Strahlen durch das dunkelgrüne Wallnußlaub herab ſpielte.

Die ganze Familie war um den kleinen Tiſch verſammelt, wo ſie auf niedrigen, dreibeinigen Holzſchemeln Platz genommen hatte. Für mich war ein Strohſtuhl hinſtellt, der einzige des Hauſes; allein da er mich in eine zwar majeſtätiſche, aber ſehr unbequeme Höhe über den ländlichen Tiſch erhob, überließ ich ihn einer großen, rothgeſtreiften Katze, welche von dort aus mit begehrlichen Augen die gebratenen Wachteln anglotzte, die neben der Polenta ſtanden. Ich ſelbſt rollte, trotz vieler Einſprüche, ein leeres Fäßchen an den Tiſch und ſetzte mich zwiſchen die Mutter und das junge Mädchen; die kleine Giovannina und der junge Vogelfänger ſaßen mir gegenüber; ein leerer Schemel wartete auf Felicetto, der ins Haus gegangen war, vermuthlich um die goldene Frucht zu reinigeu. Als er zurückkam und dieſelbe auf einem großen Klettenblatte in

der Hand trug, konnte ich deutlich wahrnehmen, daß dies für die ganze Familie ein höchſt ungewöhnliches Ereigniß ſei. Filippo wiſchte ſich den Mund, Giovannina ſtieß einen Freudenſchrei aus, der dem gefleckten Hühnerhunde ein kurzes Gebell entlockte, und die erwachſene Tochter lächelte mit einem allerliebſten, ſtillen Lächeln. Im ſelben Augenblick erklangen die Kirchenglocken im Thale zum Ave Maria; der Mann nahm ſeine rothe Mütze ab, die Kinder neigten ihre Häupter; aber die Frau zerſchnitt ſtill die goldene Frucht, — ſie hatte ihre Andacht gehalten, aber der große Weiſer des Himmels im Meere verſank.

Während der kurzen Pauſe des Schweigens flogen meine Gedanken unwillkürlich zu meiner rauhen Heimath zurück; ich mußte an eine däniſche Käthnerfamilie denken, wie ſie in der engen, dumpfen Stube ihre Abendmahlzeit von Buchweizengrütze oder Setzmilch mit einer Scheibe

Schwarzbrot hält, während der Regen vom Strohdache plätſchert und der Nordweſtwind durch den Schornſtein heult, und im Gefühl des Unterſchiedes brach ich unwillkürlich in die Worte aus: „Man nenut Sie drunten im Thale die luſtige Familie; man ſollte Sie die glückliche nennen; nie habe ich mehr Glück über einen ſo kleinen Fleck Erde ausgebreitet geſehen, wie hier.“

Die Frau ſandte mir einen beiſtimmenden Blick zu, und die Tochter lächelte noch ſtiller, als zuvor, aber der Mann polterte lachend heraus: „Glück? — Nennen Sie das Glück? Sehen Sie ſich um, und ſagen Sie mir, ob Sie einen unglücklicheren Mann als mich geſehen haben? Drei Kinder, die Nichts anders thun als eſſen; eine Frau, die Alles verſchwendet, und ein Weingarten, den ich allein beſtellen muß. Nennen Sie das Glück? Ja, vielleicht ginge das Alles noch, aber das Unglücklichſte für einen Mann iſt, mit einer ſolchen Frau verheirathet zu ſein. Sehen

Sie, wie häßlich ſie iſt, und wie alt; der grauen Haare ſind ſchon weit mehr, als der ſchwarzen.“

Sie antwortete gar Nichts auf dieſen Angriff in Betreff eines Punktes, wo ſonſt die Südländerinnen ſo empfindlich ſind, ſondern ſie ſpießte mit einer haſtigen Bewegung die Wachtel, welche auf ſeinem Teller lag, und gab ſie Giovannina, die ſich augenblicklich mit derſelben zu ſchaffen machte.

„Sehen Sie, ſo werde ich behandelt,“ ſagte mir Felicetto mit einem leuchtenden Blick; tyranniſirt von meiner Frau, ausgeſogen vom Municipio, das ein Drittheil meiner Einnahme als Steuer verlangt, geplagt von der Kommune, gequält von Prieſtern und Zollbeamten, und das nennen Sie einen glücklichen Mann? Hätte ich das gewußt, ſo hätte ich ſie nicht entführt.“

„Haben Sie Ihre Frau entführt?“ frug ich.

„Ja, ich entführte ſie aus Neapel,“ erwiderte er, ohne ein Spur davon, daß etwas Ungewöhn-

liches in dieſer romantiſchen That ſei. „Sie war . . .“ Er konnte den Satz nicht beenden; ſeine Frau hatte ſich erhoben, und indem ſie ihm mit der Rechten den Mund verſchloß, hängte ſie ihm mit der Linken die braune Jacke um die Schultern, denn der Abendthau begann zu fallen.

„Ja, es iſt nun auch ſo lange her, daß ſich's nicht lohnt, davon zu reden,“ ſagte er. „Wenn ich Annina dort anſehe, muß ich daran denken, daß ich anfange, ein alter Mann zu werden.“

„Iſt das Ihre Tochter?“ rief ich aus. „Annina? Den Namen haben wir auch bei uns zu Hauſe.“

„Gefällt er Ihnen?“ frug die Frau lebhaft. „Sie empfing ihn zum Andenken an die däniſche Dame, bei welcher ich diente; es war ſolch eine gute Signora.“

Das junge Mädchen war über und über roth geworden, ſo der Mittelpnnkt des Geſpräches geworden zu ſein. Sie war zart wie die Mutter,

aber weit voller, und aus ihrem offenen kindlichen Antlitz ſtrahlte eine reiche, unſchuldige Freude am Daſein, aber lebhaft wie die Mutter war ſie nicht.

„Sie ſind verlobt?“ frug ich.

„Ja,“ antwortete ſie, noch tiefer erröthend und die Hand, welche ſie verrathen hatte, unter den Tiſch verſteckend.

„Mit wem?“

„Mit einem Seemann,“ antwortete ſie leiſe.

„Nehmen Sie ſich in Acht,“ ſagte ich, vielleicht mit unbewußter Eiferſucht. „Die Seeleute ſind falſch. Wir haben ein däniſches Lied, in welchem es heißt, daß ſie in jedem Hafen ein Liebſte haben, und wenn ſie die erſt gefunden, kommen ſie nicht wieder.“

„Aber er kommt, das weiß ich gewiß,“ ſagte ſie mit ruhiger Innigkeit, „und wenn er kommt, werde ich ſeine Frau.“

Ich bedauerte, was ich geſagt hatte; aber Filippo, den Satz, daß alle Brüder ihre Schweſtern oft an der empfindlichſten Stelle zu verwunden wiſſen, beſtätigend, ſagte trocken: „Es war gut, daß er bei Liſſa davonkam.“

Annina ward ganz blaß bei dieſen Worten, ihre ruhigen Augen funkelten, und mit bebender Stimme erwiderte ſie: „Gennaro hat keine Schuld an dem Unglück bei Liſſa. Er führte nicht das Schiff, und als es ſank, that er wohl daran, über Bord zu ſpringen und ſich retten zu laſſen wie die Andern.“

„Ich wäre geblieben,“ ſagte Filippo. „Kein Oeſterreicher hätte mich aus dem Waſſer ziehen ſollen, um mich ins Gefängniß zu ſetzen.“

Aus den Augen des Knaben blitzte eine trotzige Entſchloſſenheit, die ihm einen ſchönen Ausdruck verlieh. Die Schweſter ſtand auf und ging ins Haus. Zum erſten Mal nahm ich in Italien wahr, daß Liſſa auch beim Volke ein

Gegenſtand nationaler Trauer, ein ſchmerzhafter Stachel ſei, wie Eckernförde für uns Dänen.

Die Mutter folgte ihrer Tochter ins Haus. Der Vater ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er: „Lieg' erſt im Waſſer, Freund, die Möwen über Dir und die Fiſche unter Dir, dann kannſt Du mitſprechen.“

Es entſtand eine kleine Pauſe, die Felicetto benutzte, unſere Gläſer zu füllen. Bald darauf kamen Mutter und Tochter wieder zurück, aber Annina's Augen waren noch feucht von Thränen.

„Koſten Sie jetzt dieſe, Signor,“ ſagte Felicetto und reichte mir auf der Spitze ſeines Meſſers ein Stück der goldenen Frucht, welche bis jetzt unangetaſtet auf dem Tiſch gelegen hatte. „Wie ſchmeckt ſie Ihnen?“

„Das iſt ja eine Ananas,“ rief ich ganz verwundert; „wenigſtens ſchmeckt ſie ſo.“

„Ja, das ſagen ſie auch in Neapel,“ bemerkte

er lachend, „und doch iſt's nur eine ſchlichte Melone, aber eine Melone aus Felicetto's Vigne; kein Anderer zieht ſolche Frucht.“

„Aber woher hat ſie den ſonderbaren Namen Monacello erhalten?“ frug ich. „Das bedeutet ja einen kleinen Mönch, einen von den Geiſtern, die ihr Unweſen in den Schluchten bei Sorrent treiben.“

Felicetto's lächelndes Geſicht nahm einen ernſthaften Ausdruck an. „Ich könnte Ihnen wohl Etwas davon erzählen,“ ſagte er leiſe. Aber im ſelben Augenblick berührte ſeine Frau ſeine Hand, und er verſtummte.

Die großen Scheiben der duftigen Frucht, welche um den Tiſch wanderten und mit wunderbarer Schnelligkeit verſchwanden, der herrliche Wein dazu und das ſanfte Mondlicht, welches ſtärker und ſtärker durchs Laub herab ſpielte, und bei deſſen Glanz Kräuter, Blumen und Sträucher noch einmal ſo ſchön wie ſonſt zu

duften ſchienen — alles dies führte eine feſtliche Stimmung herbei, in welcher die kleine Diſſonanz bald aufgelöſt wurde und verſchwand. Wenigſtens war das bei mir der Fall; der Wein und die ſüße Luft zauberten Viſionen hervor; ich verſtand jetzt, wie es dem herrlichen Helden Odyſſeus ergangen war, als er die Zaubergärten der Circe beſuchte und in ihrer Nähe ſeine treue Penelope und das ſturmumbrauſte Ithaka vergaß. Noch ein paar Gläſer, und ich empfand das brüderlichſte, wohlwollendſte Gefühl für die ganze Menſchheit, Alle erſchienen mir wie Brüder und Schweſtern, und warum ſollte man ſich geniren, die zu fragen, ob ſie Tarantella tanzen könnten?

„Hörſt Du, Frau?“ ſagte Felicetto und erhob ſein Glas. „Er denkt vielleicht, wir könnten nicht Tarantella tanzen, er glaubt vielleicht, wir ſeien zu alt dafür. Filippo, hole die Cither heraus, und Du, Annina, ergreife das Tamburin,

das unter dem Bette ſteht, dann wollen wir's doch einmal verſuchen."

Es war, als hätte das Wort „Tarantella" alle wie ein elektriſcher Funke berührt. Filippo und Annina eilten ins Haus, um die Inſtrumente zu holen, Felicetto und ſeine flinke Frau räumten im Handumdrehen die Ueberreſte der Mahlzeit fort; ja, ſelbſt Giovannina trippelte mit einem Weinglaſe von dannen, deſſen Inhalt ſie zur Hälfte geleert hatte, ehe die Mutter Zeit bekam, es ihr weg zu nehmen.

Eine mittelalterliche Legende erzählt, daß die Tarantella zum erſten Mal von einem Mönche geſpielt worden ſei, der ſich eines jungen Mädchens halber dem Teufel verſchrieben hatte und mit ſeiner Hülfe das ganze heilige Kloſter verführte. Ich weiß nicht, ob dieſe Geſchichte wahr iſt, aber ſo viel wiſſen wir, daß dieſe ſeltſamen Melodieen zur Zeit des Mittelalters mit dämoniſcher Macht die ganze Bevölkerung Süditaliens

ergriffen. Kinder tanzten in der Wiege, Greiſe am Rande des Grabes, Kranke mußten auf ihrem Lager feſtgebunden werden, Weiber verließen ihre Männer und Eltern, um mit den umher taumelnden Banden durchs Land zu ſchweifen, die von Stadt zu Stadt die Tarantella ſpielten. Ja, ſelbſt in den heiligen Mauern der Klöſter ward der Friede geſtört. Mönche und Nonnen wurden von dem Wirbeltanze erfaßt, ſteife Rathsherren und ehrwürdige Bürgermeiſter ſchwangen ihre Beine ſo gewaltſam, daß der heilige Vater in Rom Bann und Interdikt anwenden mußte wider die verlockenden Dämonen. Aber ſie leben noch, Satan's Brut iſt nicht ſo leicht ins Bockshorn zu jagen, und wenn dieſe Töne klingend und jauchzend durch die ſtille, mondhelle Nacht beben, ſo iſt's, als durchlodere Feuer das Blut, es ſiedet und wallt, man kann nicht ſtill ſitzen, ſelbſt der ſteife, ernſthafte Engländer rutſcht unruhig auf ſeinem Stuhle umher und bewegt die dünnen,

grau gewürfelten Beine wie eine ungeheure Spinne.

Und dann dieſe merkwürdige Gewandtheit, den Inſtrumenten ergreifende Klänge zu entlocken! Jeder iſt ein geborener Virtuoſe, das Tamburin ſcheint ſchon in der Wiege ihre Kinderklapper geweſen zu ſein. Annina's Finger, die ſo zart und klein waren, huſchten über die Fläche des Tamburins wie Libellen, die am Sommertage im Sonnenſchein ſpielen, und deren Fluge das Auge nicht folgen kann. Filippo's Hände ſchoſſen über die Saiten wie die glänzenden Silberfiſche, die von Stein zu Stein ſchlüpfen, nie griff er einen falſchen Ton, nie ſah er auf das Inſtrument hinab, ſein Blick folgte einem Paar großer Fledermäuſe, die, von dem Lärm aufgeſcheucht, ſich in unregelmäßigem Schwirren über unſern Häuptern tummelten.

Felicetto und ſeine Frau ſtellten ſich auf den kleinen Platz unter den Wallnußbäumen.

Er erhob ſeine beiden Arme, ſie faßte mit jeder Hand einen Zipfel ihres Kleides an — ein ſtarker Schlag des Tamburins, Beide verneigten ſich grüßend gegen einander, drehten ſich mit einer ganzen Schwenkung einmal um ſich ſelbſt herum, ſtellten ſich mit erhobenen Armen auf die Fußſpitzen — und die Tarantella begann.

Sie beſchreiben? — Unmöglich! — Wer kann das Spiel der Schmetterlinge in der ſonnenwarmen Luft ſchildern, wenn ſie, je zwei und zwei, von der Sehnſucht des Lebens und der Liebe erfüllt, über den Blumen dahin flattern? Wer zeichnet den kreiſenden Flug der Schwalben, wenn ſie zur Abendzeit zwitſchernd das Neſt umflattern, das ihre Jungen beherbergt? Wer hält den Gang der Wellen feſt, wenn ſie in der ſtillen Sommernacht zwiſchen den Felsklippen der Küſte herein branden und mit leiſem Laut in wiegendem Geplätſcher ihre raſch wieder zefließenden Ringe bilden? Wer kann das Eigenthümliche

im Lächeln der Lippen, im Blinken des Auges, im Spiele der Muskeln beſchreiben, das ſo fein iſt, daß kaum der Blick es erhaſcht? Die Tarantella kann getanzt, ſie kann angeſchaut werden; aber ſie beſchreiben oder malen — nein, das iſt unmöglich!

Die Tarantella iſt Improviſation; — ſie iſt eine Novelle Terpſichore's, erzählt von Zweien, die einander lieben. Sie kann auch von Zweien aufgeführt werden, die einander nicht lieben; dann wird ſie komiſch, burlesk, der Liebestraum wandelt ſich zur Farce um. So wie Felicetto und ſeine Frau ſie tanzten, konnte kein Zweifel über die Kategorie aufkommen. Wie die Biene um die zarte Lindenblüthe ſchwebt, deren berauſchende Blüthe ſie anlockt, ſo hing ſein Blick treu und fragend an dem ihren, der wieder zärtlich und innig lächelte. Aus jeder Schwingung, jeder Biegung lugte Eros hervor; aber je ſtärker der Gott ſeine Flügel rauſchen ließ — und im

Klange des Tamburins vernahm man ihr mächtiges Wehen, — deſto mehr wich ſie zurück, deſto mehr ſtrebte ihr geſenkter Blick zur Erde, ſie neigte das Haupt, und indeß ſie leicht wie eine Pſyche auf dem zarten Füßchen ſchwebte, ſchien ſie mir in Haltung, Faltenwurf des Gewandes und zierlicher Beugung des Hauptes der Tänzerin Thorwaldſen's ſo ähnlich, daß ich darüber ſtutzte. Plötzlich machte Felicetto eine große Schwingung um ſie herum, erhob die Kaſtagnetten und ſang:

„O Liebchen ſag mir wo biſt Du?
Ich ſpannte mein Segel
Auf ſchaukelndem Kahn,
Ich fuhr über's Meer wie die Möwe zur Nacht,
Wie die Sturmſchwalbe vor dem Gewitter.
Doch das Meer war öde — ich ſah Dich nicht dort!"

Sie antwortete:

„Spann' nicht Dein Segel
Auf ſchaukelndem Kahn,
Dein Liebchen iſt nicht auf dem Meere!"

Er klapperte wieder ein paarmal mit den Kaſtagnetten und fuhr fort:

„O Liebchen, ſag' mir, wo biſt Du?
In bläulichen Grotten
Am rauſchenden Meer
Sucht' ich Dich, bis mich Dunkel umpfing;
Doch der Stein war naß, wie von Thränen mein Aug',
O Liebchen, ich fand Dich nicht dort!"

Sie antwortete:

„Späh' nicht nach mir aus
Am rauſchenden Meer,
Dein Liebchen iſt nicht an dem Strande!"

Er fuhr fort:

„O Liebchen ſag' mir wo biſt Du?
Ich erklomm den Fels,
Wie die Ziege der Alp,
Ich hing wie die Schwalbe am Rande der Schlucht,
Wie der Steinbrech hängt an der Klippe.
Doch der Fels war öde — ich ſah Dich nicht dort."

Sie antwortete wieder:

„Erklimm nicht den Fels,
Wie die Ziege der Alp.
Dein Liebchen iſt nicht auf den Felſen!"

Digitized by Google

Er ſchwang wieder die Kaſtagnetten und ſang:

„O Liebchen, ſag' mir, wo biſt Du?
Im dämmrigen Wald,
Schritt ich ſuchend umher,
Wie die Biene lugt hinter Blume und Blatt,
Wie die Emſe durchſpäht jeden Halm.
Doch der Wald war öde — ich ſah Dich nicht dort!"

Sie antwortete wie vorhin:

„Späh nicht nach mir aus
Im dämmrigen Wald,
Dein Liebchen iſt nicht in dem Walde!"

Seine Bewegungen hatten während dieſes ganzen Wechſelganges, deſſen Thonfall und rhythmiſche Wendungen ich nur ſchwach wiederzugeben vermochte, einen ſuchenden bittenden Charakter gehabt. Jetzt wurden ſowohl Melodie wie Bewegungen lebhafter, deren Rhythmus wechſelte, er umſchwebte ſie in engeren und immer engeren Kreiſen während er ſang:

„So biſt Du entflohn
Von der Inſel, o Lieb,
Wie die Schwalbe entfliehet im Herbſt.

Wer folgt ihrem Flug
Im ziehnden Gewölk,
O Liebchen wer folgte wohl Dir?"

Sie antwortete leiſe und mit verſchämtem Blick:

„Folg' der Schwalbe nur nach
In die lärmende Stadt,
Dort wohnt Deine Lieb wie die Schwalbe!"

Seine Geſten wurden drohend, und er ſang mit erhobener Stimme:

„Ich wetze den Stahl,
Ich ſpanne mein Segel
Zum Flug übers ſchwärzliche Meer.
Ich hole Dich fort
Aus der lärmenden Stadt,
O Liebchen, im Lärmen iſt Tod."

Sie antwortete mit gedämpfter Stimme:

„Im Lärmen iſt Tod,
Im Kerker iſt Leid,
Und Gift iſt im menſchlichen Sinn. —
Sie ängſtet, ſie ſehnt ſich, Dein Liebchen!"

Er beugte ſich über ſie hinab, ließ beide Kaſtagnetten laut über ihrem Haupte klappern und ſang:

„Der Angſt werde Tod
Und der Sehnſucht Gift,
Doch Freude dem harrenden Sinn.
Ich hole Dich heim
Bei der Sterne Glanz,
O Liebchen, wenn Mitternacht naht.“

Sie ſandte ihm einen Blick voll glühendſter Liebe zu und ſang:

„Ich ſchlafe nicht mehr,
Ich träume nicht mehr,
Zur Seele wurde mein Ohr —
Ich lauſche, ich harre, Geliebter!“

Er antwortete:

„Jetzt iſt Mitternachzeit,
Die Sterne jetzt glühn,
Und zur Inſel ſchwebt unſer Kiel.
Dort ſteigt ſie empor
Mit dem zackigen Strand
Aus den Nebeln des Morgens, o Liebchen!“

Sie ſchlüpfte unter ſeinem Arme hindurch, und indem ſie ſich zu ihm hinbog, ſang ſie:

„Wie die Sonne, ſo ſteigt
Meine Hoffnung empor —
Sieh die Vigne auf felſigem Grat! —
Ich bebe vor Glück, o Geliebter!“

Ein kräftiger Griff in alle Seiten der Cither, ein Schlag auf das Tamburin, der vibrirend die früheren Wirbel übertäubte — und der Tanz war zu Ende. Ehe ich recht zur Beſinnung gelangte hatte Felicetto die Cither im Arme, ſeine Frau ergriff mit ſtrahlendem Blicke das Tamburin, und Filippo und Annina traten an.

Der Tanz begann in derſelben Weiſe wie zuvor, eine grüßende Verbeugung, eine raſche Schwenkung und die Muſik ſpielte auf. Aber wie verſchieden war dieſe Tarantella von der erſten! Annina ſchien die Aeußerung über Gennaro nicht vergeſſen zu haben; ruhig, abgemeſſen, kalt bewegte ſie ſich in kurzen, wechſelnden Sprüngen auf den niedlichen Füßchen, aber ſtets auf demſelben Flecke. Filippo ſchwang ſich in großen Kreiſen mit einer unverſchämt geiſtesabweſenden Miene um ſie herum. Plötzlich machte ſie eine blitzſchnelle Bewegung auf ihn zu, zog ſich wieder zurück und tanzte wie zuvor. Seine Kreiſe wurden

enger, ſein Auge ſuchender, und mit einem Geſtus und einem vorzüglichen Mienenſpiel gab er den Zuſchauern auf einmal zu verſtehen, daß ſie eigentlich recht ſchön uud daß es wohl der Mühe werth ſei, ihr die Cour zu machen. Er nähert ſich, aber mit Kälte weicht ſie zurück; er macht eine Bewegung, wie um ſie zu ergreifen aber ſie wendet ihm den Rücken und tanzt, wie es ſcheint, in Gedanken an ſich ſelbſt verſunken. Da nehmen Filippo's Züge den Ausdruck einer tiefen komiſchen Verzweiflung an. Er wirbelt um ſie herum, aber mit unſicheren Schritten und ſchwankender Haltung, als vermöchte er ſich kaum aufrecht zu erhalten aus Trauer über ihre Kälte. Dann umſchleicht er ſie, halb aufs Knie geſunken, mit den demüthigſten Geberden; aber da ſie ihre eiſige Kälte bewahrt, und da die demüthigſten Mienen und Zeichen ihr kein Lächeln abgewinnen, wird er plötzlich von allen Qualen der Eiferſucht er-

griffen — da erblickt er ein anderes junges Mädchen, ſie iſt ihm günſtig, ſie lächelt ihm, und mit einem Sprunge verläßt er den Zauberkreis, während Annina ſtutzend und mit überraſchten Blicken ihm nachſtarrt.

Dies etwa war der Inhalt des kleinen Idylls, wenigſtens faßte ich ihn ſo auf; aber, wie geſagt, es läßt ſich nicht ſchildern, man erhält ſtatt des lebendigen Kunſtwerks nur ein Balletprogamm. Gewiß über fünfzigmal habe ich ſpäter die Tarantella auf Iſchia, in Sorrent, auf Capri tanzen ſehen, aber nie habe ich ein ſo herzliches Lachen wie hier gehört. Ja, als ich vierzehn Tage nachher einen Landsmann mit hinauf nahm, um noch einmal unter dieſen fröhlichen unverdorbenen Menſchen zu verweilen und das Entſchwundene in der Erinnerung zu durchleben, da erſchien mir Alles matt im Vergleich mit dem, was ich an jenem Tage geſehen hatte. Die

Inſpiration fehlte, man genirte ſich, weil er ſich genirte und — Brillen trug.

Es war mittlerweile ziemlich dunkel geworden, die Vollmondsſcheibe begann ſich zum Meere hinabzuneigen, der letzte Wachtelſchlag war längſt im Walde erſtorben, und nur das grelle Gezirp der Cikaden erklang wie ein Pickelflötenchor in der ſtillen, ſommerlauen Nacht. Es war Zeit aufzubrechen und wieder die ungebahnten Felspfade und dunklen Querſteige aufzuſuchen, ehe der Mond ſo tief ſank, daß es unmöglich ward. Ich bot Felicetto eine Cigarre zum Abſchied an, und ihm das Etui reichend bat ich ihn, daſſelbe als eine Erinnerung aus Dänemark zu behalten.

Er betrachtete es mit großen Augen, ſchob es ſanft mit der Hand zurück, und ſagte lachend: „Nein, das kann ich unmöglich annehmen, es iſt ein viel zu koſtbares Geſchenk für mich, und Sie werden es entbehren.“

„Ich kaufe mir ein anderes in Napoli," ſagte ich. Er zögerte noch einen Augenblick und ſandte ſeiner Frau einen Blick zu, welcher deutlich zu ſagen ſchien: „Darf ich?" Mein Blick traf den ihren, ſie ſchaute mich freundlich und dankbar an und nickte dem Manne zu. Er nahm das Etui, öffnete es und betrachtete es mit derſelben unverhohlenen Freude wie ein Kind, das ein neues Spielzeug erhält; dann legte er es auf den Boden ſeiner rothwollenen Mütze und rief aus: „Welch ein Signore! Solch eine Cigarrentaſche aus Danimarca hab' ich mir immer gewünſcht. Ich habe ſie in den Schaufenſtern der großen Läden in Napoli ausliegen ſehen — denn ich bin zweimal in Napoli geweſen, aber ich mochte nie einen ſo hohen Preis dafür zahlen. Was für Augen werden ſie auf der Piazza machen, wenn ich Sonntag hinabkomme!"

Noch ein Glas Wein mußte ich leeren, ehe ich von dieſen Menſchen Abſchied nahm, die

gleichſam ein Spiegel der lachenden, heiteren Natur ſind, in welcher ſie geboren worden. Felicetto warf ſeine braune Jacke um die Schultern, pfiff dem braungefleckten Hühnerhunde, und während die Frau mit der kleinen Giovannina auf dem Arme uns bis zum Pförtchen begleitete, ſandte ich der ſtillen Annina und dem munteren Filippo, dem friedlichen weißen Hauſe und dem Madonnenbilde mit dem duftenden Blumenſtrauße einen letzten Abſchiedsgruß zu.

Das Mondlicht hat hier unten im Süden eine ſeltſam täuſchende und blendende Wirkung. Es iſt ſo ruhig, ſo kalt und ſo klar, daß man Alles bis auf's kleinſte Detail ſehen zu können wähnt; aber bald entdeckt man, daß die Entfernungen verſchoben ſind, daß die Konturen nur eine ſcheinbare Feſtigkeit haben, daß der Pfad, welcher ſich dort hinzieht, nur ein Mondſtreif zwiſchen den Baumſtämmen, und daß der kleine See, welcher unten in der Schlucht blinkt, nur

das kahle Geſtein iſt, deſſen Glimmerblende in den Mondſtrahlen funkelt. Wir waren daher nur eine kurze Strecke in den Wald hinein geſchritten, als Felicetto meinen Arm ergriff und mir zurief: „Nach links, Signore! Der Weg dort zur Rechten iſt nicht gut zu gehen, er führt durch das „todte Thal.“

„Den Namen habe ich nie gehört.“

„Es kommt auch nie ein Fremder dorthin. Der Weg iſt ſchlecht, und die Eſeltreiber reiten ihn ungern, zumal Abends. Es ſind viele Stellen dort, welche die Reiſenden nie zu ſehen bekommen; ſie reiten, wohin die Eſeltreiber ſie führen, und die kommen, wie geſagt, niemals dorthin.“

Der romantiſche Name „das todte Thal“ hatte zuerſt meine Aufmerkſamkeit geweckt, Felicetto's Worte verwandelten dieſelbe in Neugier. „Laſſen Sie uns dorthin gehen,“ ſagte ich.

„Können Sie gut klettern, Signore?“

„So ziemlich.“

„Und ſind Sie nicht furchtſam?“

„Nicht im mindeſten. Ich habe den Ipomeo auf der ſteilen Seite erſtiegen. Ich bin nicht ſchwindlicht.“

„Ja, das meinte ich nicht,“ ſagte Felicetto mit einem langen Blicke auf das Thal.“

„Nicht? Was denn?“

„Ach, man erzählt ſo viel hier auf der Inſel. Aber wohlan, laſſen Sie uns gehen, wir ſind ja unſer Zwei.“

Felicetto bog rechts ab und ſchlug dort einen Felſenpfad ein. Ich folgte ihm, aber er ſprach jetzt kein Wort. Wir gingen eine Strecke; plötzlich blieb er bei zwei mächtigen ſchwarzgrauen Felsblöcken ſtehen, welche von der Höhe oben herabgerollt waren, und zwiſchen welchen der Pfad ſich jetzt wie durch ein natürliches Rieſenthor hinwand.

„Jetzt vorſichtig, Signor!“ ſagte er und tauchte in das Dunkel hinab.

Ich folgte ihm, und indem ich mich mit den Händen vorwärts taſtete, bemerkte ich, daß die beiden Hälften des Steines zu einander gehörten; es waren nicht zwei Blöcke, die herabgerollt waren, ſondern ein ungeheurer Felſen, den die Macht der Giganten auseinander geſprengt hatte. Vor mir glänzte ein heller Mondſtreif wie ein Stern in der Finſterniß; plötzlich wurde derſelbe verdunkelt, und ich empfand ein Gefühl, als könnte der Stein ſich ſchließen und ich ſelbſt in eine Art foſſiles Inſekt verwandelt werden.

„Ihre Hand, Signore!“ hörte ich Felicetto's Stimme dicht neben mir ſagen. „So, jetzt geht's in die Höhe, bücken Sie ſich!“

Wieder ſchimmerte der Stern, den Felicetto's Hand verdunkelt hatte; ein Paar Schritte, wir krochen aus einer ſchmalen Oeffnung heraus und ſtanden jetzt am Rande eines jähen Abhangs, deſſen Tiefe unmöglich zu berechnen war.

„Dies iſt das todte Thal," ſagte Felicetto und deutete mit der Hand hinab.

Hätte er geſagt: „Dies iſt die Wohnſtatt des Todes," ſo würde es mich gar nicht verwundert haben. Unter mir ſenkte ſich die Erde wie ein ungeheurer dunkler Keſſel, auf deſſen Boden ſelbſt das helle Mondlicht verſchwand und zu Finſterniß ward. Kein Baum, kein Strauch, keine Blume war dort zu gewahren, es war, als wären Leben und Tod durch eine ſcharfe Grenzlinie geſchieden, und an dieſer Grenze ſtanden wir. Zu unſeren Füßen Ginſter, Myrten, Farnkräuter und hohe Königskerzen in wilder Fülle, darunter ſchwarze, unförmliche Felsblöcke, voller Riſſe, Löcher und Blaſen, durcheinander geworfen, über einander aufgethürmt, jäh hinaushängend und ſich hinabneigend, zerriſſen, zerſplittert, gezackt und kantig, als hätte einer der Mondkrater plötzlich ſeinen Inhalt über die Erde ergoſſen,

und dieſe noch nicht Zeit gehabt, die chaotiſchen Maſſen zu ordnen.

„Man erzählt ſo viel hier auf der Inſel,“ dachte ich, als ich, von Felicetto's Schatten geführt, das Hinabſteigen begann. Und in Wahrheit, giebt es finſtere Dämonen, die ihr Spiel mit den Lebenden treiben, ſo mußten ſie dieſen Fleck zu ihrem Aufenthalsorte wählen.

„Pſt — pſt — pſt!“ erklang es dicht neben mir. „Pſt — pſt!“ erſcholl es drüben von einem rieſigen Lavablock und gerade über meinem Kopfe.

„Was iſt das?“ rief ich Felicetto zu und blieb ſtehen. „Dort iſt ja irgend Einer, der uns anruft.“

„Es ſind nur die Lavahühnchen,“ antwortete Felicetto. „Sie ſitzen überall in den Felsſpalten; kümmern Sie ſich nicht darum.“

Im ſelben Augenblick ward eine große Bornholmer Taſchenuhr droben zwiſchen deu Felſen aufgezogen; ich ſprang bei Seite.

„Es iſt die Foppkuh, die ihre Jungen ruft,“ ſagte Felicetto lachend; „aber vorwärts!“

Durch einen ſanften Verein von Gleiten, Rollen, Fahren und Rutſchen, bei welchem ich Alles verlor, was man Balance und Anſtand zu nennen pflegt, erreichte ich den Boden des Thales in einem Zuſtande, als ſei ich in einem ruſſiſchen Dampfbad geweſen.

„Ruhen Sie ſich auf dieſem Steine aus, Signor,“ ſagte Felicetto, „wir haben noch eine Strecke durch die Tuffſchlucht zu gehen; aber dann ſind wir auch dicht bei Caſamicciola.“

„Kann man dies Waſſer trinken?“ frug ich und wies auf eine kleine Quelle, deren Waſſer dicht neben uns vorüber floß.

Felicetto lächelte wieder und ergriff einen Aſt, der abgebrochen unter einem der Lavablöcke lag. Er nahm ſein Meſſer, ſpitzte den Zweig zu, und ſtieß ihn dann mit aller Kraft in die Erde. Als er ihn wieder zurück zog, ſpitzte ein

kleiner Waſſerſtrahl aus dem Loche, und ein weißer Dampf ſchwebte als Mantel darum her ich bückte mich hinab — das Waſſer war kochend-heiß.

Ein ſeltſames Gefühl ergriff mich. Wir ſind ſo gewohnt, die mütterliche Erde als unſer feſtes Eigenthum zu betrachten, dem wir uns ſicher anvertrauen können. Wir haben wohl erzählen hören, daß dieſe Erde in ihrem Innern ſiedet und gährt, daß ungeheure Feuermaſſen in ihrer Tiefe glühen; aber dieſe Erzählungen ſchlüpfen wie alte Sagen und phantaſtiſche Träume an unſerem Ohre vorüber. Jetzt dagegen war Alles wie verwandelt. Humboldt's Worte: „Die Erd-rinde entſpricht der Schale eines Eies, die Feuer-maſſe dem flüſſigen Inhalte des Eies," wurden mir ſo lebendig, daß ich ſchon dieſe Schale ber-ſten und die glühende Lava ſich durch ihre Ritzen wälzen ſah. Wer konnte die Dicke an der Stelle, wo wir eben ſaßen, berechnen?

„Es iſt ſchade, daß wir keine Eier bei uns haben, ſonſt könnten wir ſie hier kochen," ſagte Felicetto und fuhr fort, mit dem Aſte in dem Loche zu rühren, ſo daß die weißen Dämpfe empor wallten.

Ich brach in Lachen aus über die höchſt verſchiedene Weiſe, in welcher unſere Gedanken ſich mit demſelben Gegenſtande beſchäftigt hatten. Das Vertrauen war im ſelben Augenblicken zurückgekehrt; eine ſo große Kraft hat das Komiſche, das Furchtbare zu beſiegen.

„Sagen Sie mir, Felicetto," frug ich, „wie kam es eigentlich, daß Sie Ihre Frau entführten?"

„Ich konnte ſie nicht anders bekommen," verſetzte er und bohrte den Aſt in die Erde, ſo daß neue Dampfſäulen ſich um uns erhoben.

„Erzählen Sie mir doch Etwas mehr davon, es amüſirt mich."

„Ja, das iſt etwas Anderes," ſagte Felicetto

und ſchob die Cigarrentaſche, welche er hervorgelangt hatte, wieder in die Mütze hinab. „Ich glaubte nicht, daß ſolche Lappalien amüſiren könnten.“

Naiver Felicetto! Wie groß erſchienſt Du mir in dieſem Augenblick, wie unberührt von der Civiliſation, die unſere Weiberherzen bei dem Worte „Entführung“ ſchneller klopfen macht. Du hatteſt keine Idee von Romeo und Julia oder Belmont und Konſtanze, und die romantiſchen Worte:

„In goldner Kutſche, von Liebe warm,
Entführt er mich auf dem ſtarken Arm!“

waren für Dich nur ein ſchlichtes Altagsereigniß, — ehrlicher, biederer Felicetto!

„Meine Frau iſt drunten von Lacco,“ begann er, einigermaßen nach den Worten ſuchend. „Sie heißt Reſtituta, wie die Heilige von Iſchia, deren Kirche auch da drunten ſteht. Ich bin

dagegen von Caſamicciola, und als wir einander kennen lernten, war ich Eſeltreiber —"

„Eſeltreiber!" unterbrach ich ihn und gedachte der Worte eines Freundes, der viel in Italien gereiſt war, und der immer behauptete, daß die Prieſter und die Eſeltreiber die größten Don Juans ſeien.

„Ja, Eſeltreiber," wiederholte er lächelnd. „Das iſt nicht viel, und es ging mir damals herzlich ſchlecht. Meine Kameraden nannten mich la pecora, weil ich nicht Haus und Hof hatte, wie ſie, ſondern auf freiem Felde oder in einen Eſelſtall ſchlafen mußte, und doch dachte ich daran, mich mit dem hübſcheſten Mädchen von Lacco zu verheirathen, denn das war ſie, Signore. Aber mein Verdienſt war gering; es iſt jetzt nicht mehr wie in alten Zeiten. Früher konnte man täglich anderthalb Lire verdienen, jetzt reiſen die Fremden nach den rothen Handbüchern und feilſchen um Bajocco. Ich ſelbſt mußte die Eſel

von Anderen miethen und täglich eine Lira dafür bezahlen, der Sattel koſtete mich fünf Bajocchi; Sie ſehen alſo leicht, daß nicht viel übrig blieb.“

So weit war Felicetto gekommen, und er ſchien mich noch tiefer in die Myſterien des Eſeltreibergeſchäfts einweihen zu wollen, als er plötzlich inne hielt und mit geſpannter Aufmerkſamkeit nach einem der Schlagſchatten hinſtarrte, die einer der herabgeſtürzten Lavablöcke über den Boden des ausgebrannten Kraters hinab warf.

„Was giebt's“ frug ich.

Er antwortete nicht, ſondern fuhr fort, ſo ſtarr nach demſelben Fleck hinzuſtiren, daß ich zu fürchten begann, es ſei eine ſchlimme Gefahr im Anzuge.

„Sind es Räuber, Felicetto?“ frug ich und packte ſeinen Arm.

„Nein, nein — Madonna ſteh' uns bei — wären es nur die! Sehen Sie, dort, auf halber

Höhe des Felſens, es kommt zu uns herab," flüſterte er ängſtlich.

Mein Blick folgte dem ſeinen, und wirklich glaubte ich droben auf dem Felſen einen kleinen, braunen Mann zu gewahren, der mit einem ungeheuren Hut auf dem Kopfe daſtand und uns zunickte. Eine einzelne Cikade ſchrillte in dieſem Augenblick auf einem der Steine und ſchwieg ebenſo plötzlich, als ſei ſie über ihren eigenen Laut erſchrocken, und die plötzliche Stille nach dem Geräuſch machte das Schweigen noch unheimlicher. Auf einmal ſprang der kleine Mann mit einem Satz von dem Felſen herab, und wir konnten deutlich die Steine raſſeln hören; aber mich dünkte, daß er fiel und in der ſchwarzen Aſche liegen blieb.

„Jetzt verſchwand er," ſagte Felicetto mit ſichtlich erleichterter Stimme. „Kommen Sie,

Signore, laſſen Sie uns gehen, es iſt nicht gut, zur Nachtzeit an dieſen Stätten zu verweilen.“

Ich hatte ſowohl in Sorrent wie auf Iſchia von einer Erſcheinuug reden hören, die man „Monacello“ nannte und bald als einen kleinen Bergmann mit einem Grubenlichte in der Hand, bald, wie auch der Name andeutete, als einen kleinen Mönch mit einem breiten Hut auf dem Kopfe beſchrieb; aber ich hatte nie ſo recht Etwas darüber erfahren können. Jetzt fiel mir das wieder ein, und ich frug: „War es ein Monacello?“

Felicetto ſchlug ein Kreuz, das für zwei gelten konnte nnd antwortete nicht. Wir ſchritten fürbaß, auf eine Schlucht zu, die ſich an der einen Seite des Kraterbeckens öffnete.

Plötzlich hörten wir ein klagendes Blöken. Felicetto wandte ſich nicht um; ich blickte zurück; draußen im Mondlicht am Fuße des Felſens ſtand klar und deutlich ein junges Zicklein. Um

den Hals trug es einen abgeriſſenen Strick, und zwiſchen ſeinen Hörnern hatte ſich eine Menge dürrer Brombeer- und Epheuranken verfitzt, die in wilder Unordnung nach allen Seiten hinausſtarrten. Das Thier ſchien ſich verirrt zu haben und blökte wieder kläglich.

„Es iſt eine Ziege die ſich verirrt hat," ſagte ich. „Sollen wir ſie nicht mitnehmen, Felicetto? Hier muß ſie umkommen, es iſt ja weder ein Grashalm noch ein Tropfen Waſſer in der Nähe."

„Mag ſie!" ſagte Felicetto und ſchritt zu.

Das Thier blökte abermals kläglich; es war als läge eine menſchliche Verzweiflung in ſeiner Stimme. Ich wandte mich wieder um, es lief uns nach.

„Felicetto," ſagte ich, „Sie haben Ihre Frau entführt, und fürchten ſich vor einem Ziegenbock?"

„Er iſt vom Monacello ausgeſandt, um uns zu verſuchen," antwortete er. „Wollen wir ihn

fangen, ſo fährt er fort, uns zu äffen, bis wir in eine Schlucht ſtürzen oder in eine der Quellen fallen, — ich kenne das.“

Zum dritten Mal blökte er; es klang faſt wie ein Schrei.

„Jetzt fang' ich ihn ein,“ ſagte ich und wandte mich um.

„Der Weg führt da drüben bei der Schlucht herein,“ ſagte Felicetto, ohne zurück zu ſehen; „ich warte bei dem großen Steine.“

Kaum hatte ich mich umgedreht, als auch das Thier Kehrt machte und in kurzen Sprüngen davonhüpfte. Ich lief ihm nach, aber in der Angſt ſich verfolgt zu ſehen, lief es nur noch ſchneller, begünſtigt von dem Terrain, das mir große Hinderniſſe in den Weg legte. Da entſann ich mich eines Manövers, deſſen ich die Hirten in der Campagna ſich hatte bedienen ſehen. Ich ergriff einen der Steine, mit denen die Erde wie überſäet war, und warf ihn ſo,

daß er dicht vor dem Thiere niederfiel. Es blieb erſchrocken ſtehen, und zwei Minuten darauf brachte ich es triumphirend Felicetto, der beim Eingange der Schlucht auf mich wartete. Er ſtand auf und ſah zweifelnd bald mich, bald die Ziege an.

„Nun," fragte ich, „wer hatte Recht?"

Felicetto fuhr fort, das Thier anzuſtarren, dann ſagte er: „Was für ein Tropf man doch ſein kann, Signore! Es iſt meine eigene Ziege, die mir vorgeſtern weglief."

Ich lachte über ſeine Ueberraſchung, und langſam ſchritten wir die mondhelle Bergſchlucht hinab, wo das freundliche Caſamicciola, von ſeinen Gärten und Weinbergen umgeben, uns anlächelte. Als wir auf die Landſtraße kamen, wo die fünf ſchwarzen Kreuze ſtehen, und wo vor dem Madonnenbilde Bänke in den Felſen gehauen ſind, kniete er nieder und verrichtete ſein Gebet. Dann nahm er das Cigarrenetui

aus ſeiner rothen Mütze und ſagte: „Das müſſen Sie zurücknehmen.“

„Weshalb?“ fragte ich überraſcht.

„Weil ich bange war, weil ich dort oben wie ein kleines Kind von Ihnen weglief, und das lohnten Sie mir damit, daß Sie meine Ziege wiederfanden. Das verzeihe ich mir niemals.“

Ich öffnete das Etui und nahm eine Cigarre heraus. „Die ſollen Sie mir zur Strafe abgeben,“ ſagte ich, „und ferner ſollen Sie mir Alles erzählen, was Sie vom Monacello wiſſen, als wäre ich Ihr Beichtvater, ſonſt verzeihe ich Ihnen nicht.“

Er ſetzte ſich zu mir auf die Bank und hob an:

„In alten Tagen gab es gar keine Monacellos auf Iſchia. Die Mönche führten ein ehrbares und gottesfürchtiges Leben, es gab hier viele Klöſter, aber das größte von allen war San Nicolo, das, welches Sie droben auf dem

Monte Ipomeo geſehen haben, wo jetzt nur noch ein Mönch verweilt.“

„Der, welchen man den Eremiten nennt?“

„Eben der; er iſt übrigens ein ſchlechter Kerl, der nur die Reiſenden auszieht und ſich für das Geld beſäuft. Das hab' ich als Eſeltreiber oftmals geſehen. Er wird ein Monacello, wenn er ſtirbt.“

„Die Monacellos ſind alſo die Geiſter gottloſer Mönche?“

„Ja, Signor. Wenn ein Mönch ſtirbt, kommt er entweder direct ins Paradies, wenn er nach den Ordensregeln gelebt hat, oder wird ein Heiliger, wenn er mehr gethan hat, als dieſelben verlangen. Aber Die, welche gegen die heiligen Vorſchriften des Kloſters geſündigt haben, finden keine Ruhe. Sie ſchrumpfen in ihren Särgen zuſammen, und wenn dieſe ſie nicht länger feſthalten können, treiben ſie ſich in Felſen, Schluchten und Hohlwegen umher. Dort

müſſen ſie in derſelben Tracht umgehen, die ſie hier auf Erden mißbraucht haben, und jedesmal wenn der Vollmond ſcheint, treiben ſie die ganze Nacht hindurch ihr Unweſen. Es ſteht ihnen dann noch frei, den Menſchen nach ihrer Wahl Gutes oder Böſes zu erweiſen. Für jede gute That, welche ſie verüben, wird eine ihrer Sünden getilgt, und wenn ſie dieſelben mühſam alle ausgelöſcht haben, entſchwinden ſie ſelbſt wie ein Hauch und ſteigen, wenn der Morgen kommt, zu den Schaaren der Seligen empor. Aber es giebt Andere, die ſelbſt nach ihrem Tode ſo verhärtet in ihren Freveln ſind, daß ſie nichts Gutes thun wollen. Es macht ihnen Spaß, die Menſchen zu foppen, zu plagen und zu quälen, allein für jede böſe That, die ſie verüben, ſchrumpfen ſie mehr und mehr ein, bis ſie zuletzt nicht größer als Ameiſen ſind. Dies ſind die ſchlimmſten von allen, denn nirgends kann man vor ihnen ſicher ſein. Sie ſchleichen Nachts

durch die Schlüſſellöcher der Thüren, ſie vertauſchen die Kinder in der Wiege, und murmeln Zauberſprüche über die ſchwangeren Frauen, ſo daß ſie nicht gebären können. Sie machen die Eſel im Stalle los und fahren auf ihnen wie ein Sturmwind von dannen, und ſie locken das Vieh in Schluchten hinab, von wo wir daſſelbe nie mehr empor ſchaffen können. In alten Tagen gab es keine dieſer Kobolde, aber jetzt haben wir das Takelzeug überall auf der Inſel, und damit ging es alſo zu. In einer Nacht wüthete ein ſchrecklicher Sturm, ſo daß die Wellen hoch über den Felſen drunten bei Lacco wegſchlugen, welchen wir „den Pilz“ nennen. Das haben ſie ſpäter niemals gethan, und es iſt jetzt auch viele hundert Jahre her, ſeit dies geſchah. Da ſahen die Fiſcher ein Boot, das weit draußen vom Meere kam und ſo leicht auf den Wellen glitt, als ſei es eine Schwanenfeder geweſen. Es führte weder Segel noch Ruder und konnte ſie

freilich auch bei ſolchem Unwetter nicht gebrauchen. Nichts deſto weniger fuhr es auf „den Pilz“ zu wie ein Kabriolet, das durch die Straßen von Napoli rollt. Als es zum Felſen kam, meinten alle Fiſcher, es müſſe jetzt ſcheitern, aber im ſelben Augenblick kam eine rieſige Woge, hob es über den „Pilz“ und ſchleuderte es direkt auf die Piazza in Lacco. Im Boote ſaß ein dicker Mönch in einer braunen Kutte, und zur großen Bewunderung der Fiſcher war er gerade ſo trocken, als wäre er an einem Julitage auf der Landſtraße ſpaziert, ja, einige behaupteten ſogar, ſeine Füße ſeien beſtaubt. Das Erſte, um was er bat, war eine Kanne Wein, und die gab man ihm denn auch. Aber als er den Wein trank, machte er nicht das Zeichen des Kreuzes darüber, ſondern tauchte den Zeige- und den kleinen Finger hinein, als wieſe er den Böſen von ſich, ſo daß Manche ſich darüber verwunderten. Indeſſen waren Alle darüber

einig, daß er ein ſehr heiliger Mann ſein müſſe, da er auf ſolche Art dem Unwetter entronnen war, und am folgenden Tag ward er vom Abte nach San Nicolo auf dem Monte Ipomeo hinauf geführt. Von dem Tage an holten die Kloſterbrüder ihren Wein drunten aus dem Thale; denn der heilige Bruder, wie ſie ihn nannten, verſtand die Kunſt, Waſſer in Wein zu verwandeln, wie Chriſtus vordem in Cana. Seit der Zeit iſt der Ipomeowein ſo berühmt geworden, daß die Fremden ihn heute noch trinken, obſchon er das ſchlechteſte Zeug von der Welt iſt. Doch ſollen einige heilige Schweſtern hier auf der Inſel noch etwas Wein aus jener Zeit haben, aber er iſt ſehr ſchwer zu erlangen. Bald nachdem der Mönch hierher gekommen war, ſtarb der Abt, und da wurde der heilige Bruder an ſeiner Stelle zum Abte gewählt. Allein jetzt zeigte ſich bald, woher er gekommen ſei. Es war ein Zechen und Lärmen droben im Kloſter,

daß man die Trinklieder der Mönche drunten im Thale hören konnte; nie mehr wurde Meſſe geleſen oder zum Ave Maria geläutet; dagegen verſchwand ein hübſches Dirnlein aus Lacco und Caſamicciola nach dem andern, und Niemand wußte, wo ſie blieben, denn ſie wurden nie mehr geſehen. Eines Abends, als ſie droben am luſtigſten zechten und lärmten, zog ein furchtbares Gewitter über dem Meere auf, ganz von derſelben Seite, von wo der heilige Bruder hergekommen war. Es wälzte ſich wie eine Wolkenwoge über die Inſel, zog über Lacco hin und ſchlug in die Kapelle ein, wo man zum Andenken an die Rettung des heiligen Bruders ſein Boot aufbewahrte. Dies und die Kapelle verbrannten. Darauf umhüllte das Gewitter wie ein Wolkenmantel den Gipfel des Ipomeo, und gegen Mitternacht ſah man einen röthlichen Schein von dort oben, und nun wußten Alle, daß das Kloſter brenne. Am Morgen, als das Gewitter

ſich verzogen hatte, ging man hinauf, um zu helfen, aber da gab es faſt Nichts mehr zu retten. Der Blitz war zuerſt in der Kirche und ſpäter im Refektorium eingeſchlagen, wo alle Brüder verſammelt waren. Beide Gebäude waren niedergebrannt, und vom Kloſter ſtanden nur noch die feſten Zellen, welche im Berge ſelbſt ausgehöhlt worden waren. Der heilige Bruder und ſieben der Mönche waren vom Blitz erſchlagen; viele der andern hatten die Sprache verloren oder waren auf Lebenszeit gelähmt. Seit dem Tage verfiel das Kloſter mehr und mehr; aber in derſelben Nacht ſahen die Weinbergswächter die erſten Monacellos, und ſeitdem haben ſie ſich über die ganze Inſel verbreitet.

Felicetto erhob ſich, aber ich zog ihn wieder auf die Bank herab und bat: „Sagen Sie mir jetzt, Felicetto, wie kam es, daß Sie dem Monacello begegneten?“

Er machte ein Paar verwunderte Augen und fragte: „Wie wiſſen Sie das, Signore?“

„Gewiß,“ antworte ich lächelnd, von einer Art Ideenaſſociation geleitet, „die Monacellos hier unten und die Monacellos droben in Ihrer Vigne haben Etwas mit einander zu ſchaffen. Erzählen Sie mir davon.“

„Ja, das iſt eine merkwürdige Geſchichte, die ich nie Jemandem als meiner Frau erzählt habe,“ ſagte Felicetto zögernd. „Aber wenn es Sie intereſſirt, Signore ſo will ich's Ihnen erzählen, genau wie ich's erlebt habe. — In der erſten Zeit, nachdem ich meine Frau von Napoli geholt hatte, ging es uns recht kümmerlich. Die Eltern wollten uns ja Nichts geben, wie wir auch gedacht hatten, und wenn man ſich mit Nichts ein Hausweſen gründet, hat man anfangs immer ſeine liebe Noth. So war ich denn eines Abends drunten in Lacco geweſen, um eine Ziege, die einzige, welche wir damals beſaßen, zu verkaufen.

Gegen Sonnenuntergang, als ich nach Hauſe gehen wollte, traf ich Beppo, einen meiner früheren Kameraden, welcher an jenem Tage Eſel an eine engliſche Familie vermiethet und jetzt die Taſche voll Geld hatte. Ich weiß nicht, wie es zuging, aber ich verfiel auf den Gedanken, daß es vielleicht beſſer geweſen, wenn ich Eſeltreiber geblieben wäre, und um mir den Gedanken zu vertreiben, ging ich mit ihm zu dem dicken Giuſeppe, welcher damals eine Oſteria hielt. Als wir ein Paar Foglietten getrunken hatten, fiel mir ein, daß es doch eine große Sünde ſei, hier zu ſitzen und das Geld zu vertrinken, während mein armes Weib daheim kaum das trockene Brot für ſich ſelbſt und für Annina hatte, die damals eben geboren war, und ich wurde nun ſo wüthend über mich ſelbſt, daß ich noch mehr trank, um die Stimme des Gewiſſens zu übertäuben. Bald darauf ſchlug Beppo ein Spielchen vor, da wir Beide Geld in der Taſche hätten, und ich konnte

der Verſuchung nicht widerſtehen; ich konnte ja Alles gewinnen und mit einer neuen Ziege und Geld obendrein heimkehren. Gerade als wir unſer Spiel begonnen hatten, trat ein kleiner hagerer und verſchrumpfter Mönch ein, den ich niemals früher geſehen hatte. Der Wirth ſagte, er ſei von Napoli. Er ſetzte ſich an unſern Tiſch und ſaß ganz ſtille und ſah uns an. Als er ein wenig von ſeinem Weine genippt hatte, frug er: „Biſt Du der Felicetto, welcher Lorenzo's Tochter entführte?“ — „Ja,“ antwortete ich kurz, denn ich hatte gerade verloren. „Das war keck,“ ſagte er und kicherte ſeltſam ſtill vor ſich hin. Ich ſtierte ihn an, und er fuhr fort: „Und jetzt ſpielſt Du hier, während ſie mit dem Kinde auf Dich wartet? — „Ja“, antwortete ich ärgerlich, denn ich verlor wieder. „Das iſt keck,“ ſagte er und kicherte wieder ſo ſeltſam vor ſich hin, als mache ihm das ein großes Vergnügen. Ich drehte meinen Stuhl

ſo, daß ich ihm den Rücken wandte, und ſetzte mein Spiel fort. Aber jedes Mal, wenn ich verlor, hörte ich ihn hinter mir kichern und murmeln: „Das war keck, hihi, das war keck!“ Endlich ſetzte ich meinen letzten Bajocco; Beppo hob ab, und er war verloren. Da kicherte der Mönch ſo recht behaglich und ſchmunzelte hinter mir: „Hihi, das war keck!“ Ich wüthend über das Spiel, wüthend über mich ſelbſt und wüthend über den Mönch. Ich hatte das Meſſer gezogen, und ich beging eine große Sünde, Signore. Ich ſtieß aus allen Kräften damit nach ihm, aber er blieb in dem leeren Stuhl ſitzen. Der Mönch, ſagten Alle, ſei, nachdem er ſeinen Wein ausgetrunken, ſchon vor länger als einer halben Stunde fortgegangen. Ich ging in die mondhelle Nacht hinaus, und da es ſchon ſpät geworden war, klomm ich den Weg hinan, der in das todte Thal führt. Derſelbe war etwas kürzer,

eigentlich jedoch beeilte ich mich gar nicht, heimzukehren. Nicht weil ſie ſchelten würde, Signore, glauben Sie das ja nicht — ſondern weil ſie traurig ſein und ſo ſtill und ernſt umhergehen würde, ohne mich anzulächeln. Das iſt gerade wie bedeckte Luft, das kann ich nicht aushalten. Ich ging alſo mit mir ſelbſt ins Gericht und fand, daß ich ein ſchlechter Kerl ſei, der nicht mit ſeinen alten Gewohnheiten brechen könne, und der nimmer ſolch eine Frau verdient habe, die für ihn arbeitete und ſich plackte, daß ſie graues Haar bekam — denn das hat ſie dadurch bekommen, Signore, viel früher als es hätte der Fall ſein ſollen. Plötzlich dachte ich an den Monacello, und es wurde mir klar, daß er es geweſen ſei, der in der Locanda bei uns geſeſſen und der mich verlockt habe, mein Geld zu verſpielen. Mich erfaßte auf einmal eine ſo ſeltſame Angſt, durch das todte Thal zu gehen, und doch auf der andern Seite eine große Begierde

darnach, es war mir, als könnte ich dort mein Geld wieder bekommen; ich dachte, er werde mir den Messerstich nicht übel nehmen, denn Todte kann man ja nicht erstechen. Als ich das Thal betrat — es war mitten im Maimonat — war Alles so hell und klar wie bei Tage, die schwarzen Lavablöcke lagen wie Särge in einer Grabkapelle, ich konnte jede Blase und jeden Riß in denselben erkennen; aber das Thal selbst war so öde und leer, daß ich fast vor meinem eigenen Schatten erschrack. Indeß hatte ich gleichsam ein inneres Gefühl, daß ich dem Monacello begegnen müsse; ich ward daher nicht sonderlich angst, als ich Etwas sich hinter einen Felsblock regen hörte und einen schwarzen Schatten sich unter demselben bewegen sah. Im Gegentheil schritt ich gerade darauf zu, und denken Sie sich meine Ueberraschung, Signor, als ich gewahrte, daß es meine eigene Ziege war, die gerade wie heute

Abend dort lag. Ich wollte ſie ergreifen, aber ſie lief vor mir weg, und jedes Mal wenn ich ſie zu haben glaubte, war ſie ein Paar Schritte von mir entfernt. Plötzlich ſtand ſie vor einer Schlucht ſtille, that einen kleinen Satz, und fort war ſie. Ich ſprang in die Schlucht hinab und fuhr fort, ſie zu verfolgen; denn die Ziege wollte ich wenigſtens haben. Aber das war nicht ſo leicht; die Schlucht ward enger und enger, das Felsgeſtein thürmte ſich immer mächtiger empor, und zuletzt ſchloß es ſich oben ſo dicht über mir, daß ich das kalte Bergwaſſer auf mein Geſicht tröpfeln fühlte. Auf einmal erweiterte ſich's zu einer Höhle, und dort ſtand der Ziegenbock und leckte die Funken einer Eſſe, während der dürre, kleine, verſchrumpfte Mönch den Blaſebalg zog, welcher ziſchte und ſprühte. „Nun, biſt Du's, Felicetto?“ ſagte er; „das iſt keck, hihi!“ Ich glaubte vor Schreck in die Erde ſinken zu müſſen; denn ſeine Kutte war

blutig, und aus einer Wunde in der Bruſt rieſelte das Blut hervor. „Du verſetzteſt mir einen Meſſerſtich,“ lachte er; „das war keck!“ Und dann grinſte er ſo boshaft aus ſeinem mageren, eingefallenen Geſichte, daß ich Luſt verſpürte, es noch einmal zu thun. Er fuhr fort, den Blaſebalg zu ziehen, daß die Funken umher flogen, und jedesmal ſprang der Ziegenbock herbei und leckte ſie auf, als wären es grüne Mandeln geweſen. „Das iſt keck, nicht wahr?“ grinſte der Mönch. „Nimm Deinen Bock, Felicetto — hihi, nimm Deinen Bock!“ Damit ergriff er mit ſeinen nackten Fingern ein großes Stück glühendes Gold, das in der Eſſe lag, und warf es mir zu. „Jeſus Maria!“ ſchrie ich und ſchlug ein Kreuz, und im ſelben Augenblicke waren der Mönch, die Ziege, die Eſſe und der Blaſebalg verſchwunden — nur der Goldklumpen lag noch da und glänzte im Mondenſchein. Ich bückte mich hinab und betaſtete ihn

vorſichtig, aber er war ganz kalt. So ſchob ich ihn denn in meine Mütze, und obſchon er ſchwer wie ein Stein war trug ich ihn doch leichten Herzens fort; ſo reich war ich ja niemals geweſen. Als ich nach Hauſe kam, verbarg ich den Klumpen unter dem Bette; Reſtituta und das Kind ſchliefen. Ich ſelbſt legte mich ins Bett und dachte, was für große Augen meine Frau machen würde, wenn ſie ſähe, wie reich ich geworden ſei. Am nächſten Morgen erwachte ich ziemlich ſpät; Reſtituta war draußen in der Vigne bei der Arbeit. Ich eilte zu ihr hinab und erzählte ihr Alles; aber ſie ſchüttelte den Kopf und ſagte, ich ſei betrunken geweſen. Jetzt ward ich zornig und ſprang ins Haus, um unter dem Bette nachzuſehen; ſie ſtand in der Thür und guckte hinein. Aber, du lieber Gott, wie lachte ſie über meinen Schreck, als ich ſtatt des Goldklumpens eine verfaulte Melone in die Hand bekam — das war Alles, was von dem Geſchenk

des Monacello übrig geblieben war. Voll Aerger und Scham ergriff ich die Melone und vergrub ſie in einer Ecke des Gartens; ich empfand erſt wieder ein Gefühl der Sicherheit, als ich ſie unter der Erde wußte. Reſtituta aber umarmte mich und ſchalt mich ſo ſanft, als wäre ich ein Kind geweſen, und als ich in den Stall trat, ſtand dort die Ziege, wie zuvor — mein Schwiegervater hatte ein menſchliches Rühren bei unſerer Noth empfunden und ſie in Lacco gekauft und herauf geſchickt. Von dem Tage an trank ich ein Jahr lang keinen Wein und habe nie wieder eine Karte angerührt. Das waren zwei Dinge, die ich mir ſelbſt als Strafe auferlegte. Aber ſeltſam war es zu ſehen, wie Alles ſeit jenem Morgen freundlich und hell für mich ward. Die Trauben wurden nicht krank, die Oelbäume trugen doppelte Frucht, und oft dachte ich, ob nicht doch der Monacello einer von der guten Sorte geweſen ſei und bei Alledem einen Finger

im Spiel habe. Eines Tages im Sommer kam ich in die Ecke, wo ich die Melone vergraben hatte, und welch einen Anblick ſah ich dort! Das ganze Erdreich war mit großen dunkelgrünen Blättern bedeckt, deren Andern wie Silber glänzten, und mitten zwiſchen denſelben war eine Fülle goldgelber Blumen, ſo daß es eine Luſt anzuſehen war. Das Alles war aus der Stelle empor gewuchert, wo ich den Goldklumpen des Monacello eingeſargt hatte. Ich rief Reſtituta und meinte, es ſei am beſten, das Ganze auszureißen und wegzuwerfen; aber ſie hatte Freude an den ſchönen Blättern und rieth mir, abzuwarten, was daraus würde. Im Auguſt reiften die erſten Früchte, und man mußte ſich wundern, wie ſüß und ſaftig ſie ſchmeckten. Wir zeigten ſie Vielen hier auf der Inſel, aber Niemand kannte ſie, und ſo brachte ich ſie nach Neapel. Ein Gärtner dort kannte ſie, allein er ſagte, ſie wüchſen ſonſt nur irgendwo drüben in

Afrika, und es ſei merkwürdig, daß ſie hier ſo groß und ſaftig geworden. Er kaufte mir ſie ab, und ſpäter wies er mich an einen Fruchthändler in der Toledoſtraße, und jetzt verkaufe ich mit Leichtigkeit Alles, was ich ziehen kann. Der Goldklumpen des Monacello hat mich alſo doch zum vermögenden Manne gemacht."

„Aber weshalb bepflanzen Sie nicht die ganze Vigne mit dieſen Melonen?" frug ich. „Das würde ſich beſſer als der Weinbau rentiren."

„Das würde es freilich; das ſagte ich auch Reſtituta. Aber ſie antwortete, ſie könne nicht begreifen, weshalb ich in einen Melonengarten ohne Blumen und Schatten wohnen wolle. Indeß verſuchte ich, eine größere Strecke mit Monacellos zu bepflanzen; aber das bekam mir ſchlecht. Sie verwelkten alle, und nicht eine ſetzte Früchte an. Viele hier auf der Inſel und in Neapel haben ſie anzupflanzen verſucht, aber ſie verwelken immer. Nur oben bei mir in der warmen

Schlucht auf der Felshöhe, und nur ſo weit wie ich den Quellbach leiten kann, gedeihen ſie. Der Gärtner in Neapel legte ſich ein Melonenbeet ganz nach dem Muſter des meinigen an; er bekam auch Früchte, aber ſie waren ohne rechten Geſchmack.“

„Ja, Sie haben Recht,“ ſagte ich, über ſeinen naiven Glauben lächelnd. „Der Moncello hat Sie zu einem vermögenden Manne gemacht.“

„Er und die Dänen.“

„Die Dänen, wie ſo?“ rief ich verwundert aus.

„Sehen Sie,“ ſagte er leiſe, als verriethe er jetzt das Geheimniß, daß mir beim erſten Eintreten in ſein Haus klar geworden war, „ich wäre nie aus meiner gedrückten Lage herausgekommen ohne meine Frau; ſie mußte zuerſt das Geld herbeiſchaffen, während ich mich damit abquälte, die Felshöhe urbar zu machen. Das hätte ſie aber nie vermocht, wenn ſie nicht ſo viel von den Dänen gelernt hätte. Als wir einander

noch nicht heirathen konnten, machte ſie's wie die jungen Mädchen hier auf der Inſel es zu thun pflegen, ſie ging nach Napoli, um zu dienen und ſich eine kleine Ausſteuer zu erwerben. Dort kam ſie zuerſt in das Haus einer däniſchen Familie, wo ſie wie eine Tochter aufgenommen ward und Vieles lernte, was uns ſpäter gut zu Statten kam. Als dieſelbe abreiſte, kam ſie zu einer engliſchen Familie; aber da war ein Sohn — —"

Felicetto ſchwieg; ich fühlte, daß hier ein Wendepunkt ſei.

„Und dann?" frug ich.

„Ich hatte Freunde in Lacco. Eines Abends nahmen wir ein Boot, und am folgenden Morgen hatte ich Reſtituta droben in einer der Schluchten verſteckt, ungefähr da, wo jetzt das Haus ſteht."

„Aber die Eltern?"

„Die fanden uns erſt nach fünf Tagen; da ließ ſich's ja nicht ändern."

„Und es fiel glücklich aus!“

„Ja, Signore,“ ſagte er mit Nachdruck, „gewiß hat es das. Man nennt uns die luſtige Familie, aber das kommt daher, weil wir die glückliche ſind. Hab' ich nicht Alles, was ich mir wünſchen kann? Eine Heimſtatt, die ich mir ſelbſt geſchaffen habe, eine gute Frau, die niemals ſchilt, und frohe, kräftige Kinder, die unſer Hab und Gut erben können. Haben wir nicht genug zu arbeiten und genug zu eſſen? Meine Kinder können ſich verheirathen, wann ſie Luſt haben, und wenn die Regierung auch noch eine Steuer auferlegt, — nun, wir rebelliren deswegen nicht.“

Er lachte nochmals herzlich, winkte mit der Hand zum Abſchied, und noch lange höre ich ſeinen luſtigen Geſang, wie er höher und höher den Felspfad hinanſtieg. Als die letzten Töne verhallten, wanderte ich heim in der ſtillen, mondhellen Nacht; die dreiarmige Lampe erwartete

mich brennend in meinem Zimmer. Auf dem Tiſche lagen Goethe's Gedichte; ich wollte das Buch ſchließen, und mein Blick fiel auf die aufgeſchlagene Seite. Dort ſtanden die Worte:

Warum treibt ſich das Volk ſo, und ſchreit? — Es will ſich ernähren,
Kinder zeugen, und die nähren, ſo gut es vermag.
Merke, Dir, Reiſender, das, und thue zu Hauſe desgleichen!
Weiter bringt es kein Menſch, ſtell' er ſich, wie er auch will.

Der geraubte Arm.

Es war Weinachtsabend. Draußen auf den Feldern lag der Schnee dick und dicht in ſanften Wellenlinien über der Erde; er hing wie Silbertuch auf den ſchwarzen Dornhecken, von welchen dann und wann ein aus ſeiner Nachtruhe emporgeſcheuchter Vogel aufflog, — emporgeſcheucht durch das Schellengeläut eines Schlittens, der ſich in raſcher Fahrt dem Pfarrhauſe näherte, deſſen Fenſter am Ende der Dorfſtraße blinkten.

Im Pfarrhauſe war Alles voll ſtiller Erwartung. Die Jugend war in der großen Gartenſtube verſammelt, man hatte um den Weihnachtsbaum getanzt, man hatte ihn geplündert und die

Lichter ausgelöſcht, man hatte Vetter Jakob's ſinnreichen Einfall bewundert, einen Kiefernzweig ſtatt des Miſtelzweiges unter der Decke anzubringen, und man würde ſchon längſt zu Tiſch gegangen ſein, wenn ſich nicht das ſeltſame, aber unbeſtreitbare Faktum ereignet hätte, daß Doktor Siemſen noch nicht eingetroffen war. Das war mehr als ſeltſam, — denn im Pfarrhauſe gehörte Doktor Siemſen mit zum Weihnachtsabend und war ein eben ſo nothwendiger Theil deſſelben wie der Weihnachtsbaum, die Pfeffernüſſe, Apfelkuchen und der Punſch. Unzählig waren daher die Vermuthungen über den Grund ſeines Ausbleibens, in denen man ſich erging, und Vetter Jakob ſtand ſchon im Begriff, einen längeren Erklärungsvortrag zu halten, als man draußen auf dem Hofe daſſelbe Schellengeläute vernahm, welches die einzelnen Vögel an der Landſtraße aufgeſcheucht hatte.

Es war ein poſſierliches Fuhrwerk, das in

dieſem Augenblicke auf dem Pfarrhof einſchwenkte und vor der ehrwürdigen alten Steintreppe ſtill hielt.

Zuerſt ein gelber norwegiſcher Klepper, der mißvergnügt den Kopf mit dem Schellengeläut und der rothen Hörnerzier ſchüttelte; ſodann Etwas, das wie ein hochlehniger, altmodiſcher Seſſel ausſah, oben mit einem ledernen Kutſchverdeck und unten mit einem rieſigen Fußſack, — das Alles auf ein Schlittengeſtell geſetzt, welches zum Ueberfluſſe noch eine Art von Komptoirbock trug, der als Sitz für den Kutſcher beſtimmt zu ſein ſchien, wenn ein ſolcher vonnöthen war.

Für die Bewohner des Pfarrhauſes ſchien jedoch dies Gefährt nichts Neues oder Ungewöhnliches zu ſein. Der Pfarrer knöpfte ſelbſt den Fußſack auf, legte das Verdeck zurück und zog unter herzlichen Willkommsgrüßen einen kleinen

Mann von dem hochlehnigen Seſſel herab, während die Jugend auf der Steintreppe mit lauter Stimme den Refrain des alten Liedes intonirte: „Hurrah, der Herr Doktor iſt da!“

Es war wirklich Doktor Siemſen, der lang erwartete Gaſt, welcher ſich jetzt der Verſammlung als einen kleinen behäbigen, rothbäckigen Mann mit einem klugen Geſichte und einem ehrwürdigen ſchwarzen Sammetkäppchen zu erkennen gab, wohlgemerkt nachdem er ſich auf der Vordiele der verſchiedenen Umhüllungen von Seehundsfell-Mütze, Schafspelz und Pelzſtiefeln entledigt hatte, die ihm auf den erſten Blick das Ausſehen eines Eskimos oder Nordpolfahrers verliehen hatten. Es war leicht zu ſehen, daß Doktor Siemſen ein alter Bekannter des Hauſes war, und daß er wenigſtens heute Abend nicht wegen eines Krankheits- oder Sterbefalles herkam, ſo umjubelten ihn die Kinder, während ſie ihn im Triumph in das Speiſezimmer zogen,

wo er unter einer wohlgeſetzten Rede Vetter Jakob's am Hauptende des Tiſches neben dem Pfarrer Platz nehmen mußte.

Die Mahlzeit war vorüber, Vetter Jakob hatte mehrmals Zeit gefunden, die Bedeutung des Kiefernzweiges zu erklären und von ſeiner Reiſe nach England zu erzählen, Doktor Siemſen hatte praktiſch bewieſen, daß derſelbe ſich auch wirklich wie der beſte Miſtelzweig benutzen ließ, als der Pfarrer plötzlich fragte: „Nun, Siemſen, was geben Sie uns denn am heutigen Weihnachtsabend zum Beſten? Haben Sie die Geſchichte mitgebracht?“

„Ja, die Geſchichte, die Geſchichte, liebſter Doktor Siemſen!“ ſchrieen die Kinder durch einander. „Sie müſſen uns endlich Ihre Geſchichte erzählen!“

„Die Geſchichte?“ wiederholte Doktor Siemſen mit ſo verwunderter Miene, als ſei dieſe Zumuthung etwas ganz Neues für ihn.

„Jawohl, machen Sie kein ſo unſchuldiges Geſicht,“ ſagte der Pfarrer. „Seit fünfzehn Jahren haben Sie uns jeden Weihnachtsabend eine Geſchichte erzählt, da müßte es doch wunderlich zugehen, wenn Sie heut Abend keine in petto hätten.“

„Man ſagt, Sie erſännen dieſelben, wenn Sie auf die Praxis fahren,“ ſchaltete Jakob ein. „Sie ſind ja der größte Märchendichter der Gegend. Sie müſſen uns wirklich eine Geſchichte erzählen; denn als ich in England war . . .“

„Sei's denn!“ unterbrach ihn Doktor Siemſen mit einem feinen ironiſchen Lächeln, das Vetter Jakob nicht bemerkte. „Was wünſchen Sie?“

„Eine rechte Weihnachtsgeſchichte,“ rief Vetter Jakob, „etwas Romantiſches, etwas Dämoniſches à la Dickens.“

„Ja, eine Spukgeſchichte!“ ſtimmte der älteſte Pfarrersknabe ein. „Dann blaſen wir die Lichter aus und ſchrauben die Lampe nieder, und dann

ſchreit Karoline, wenn das Geſpenſt kommt.“

„Wie abſcheulich Du biſt, Fritz!“ ſchmollte Karoline und ward blutroth. „Das hab' ich nur einmal gethan, und das ſind über fünf Jahre her. Jetzt will ich gerade eine Spukgeſchichte haben.“

„Ach nein, nein, beſter Doktor Siemſen!“ rief eine der Freundinnen aus der Stadt. „Erzählen Sie lieber etwas Spaßhaftes aus Ihrer Jugendzeit, Etwas aus dem Studentenleben, das verſtehen Sie ſo prächtig.“

„Laſſen Sie ein wenig Moral darin enthalten ſein,“ bemerkte der Pfarrer, welcher eifrig damit beſchäftigt war, eine Pfeife für ſeinen alten Freund zu ſtopfen und ein Glas Punſch zu bereiten, das er auf den kleinen Tiſch neben dem Lehnſeſſel ſtellte.

„Wohlan,“ ſagte der Doktor mit einem ſchelmiſchen Lächeln, „ich will verſuchen, das Verlangen aller Theile zu befriedigen, obſchon mir

das ſchwer genug fallen mag. Ich ſprach unterwegs bei Peter Nielſen vor, welcher vergangenes Jahr überfahren wurde und den rechten Arm brach. Das erinnerte mich an eine kleine Geſchichte aus meiner erſten Studentenzeit, und auf der Fahrt hieher hab' ich über die Form nachgedacht, welche man ihr geben könnte. Wollen Sie ſie hören?"

Der Pfarrer nickte, die Kinder hatten ſchon ihre Stühle näher zu dem jovialen Doktor herangerückt, welcher, nachdem er von dem Punſch genippt und ſeine Pfeife angezündet, folgendermaßen begann:

„Es war in meinen jungen Tagen, das heißt," fügte Doktor Siemſen lächelnd hinzu, „ich zählte achtzehn bis neunzehn Jahre, als Sölling mein Repetent in der Anatomie war. Dieſer Sölling war ein trefflicher Burſche, ſtets voller Späße und ſcherzhafter Einfälle und immer gleich luſtig aufgelegt, ob er nun am Secirtiſche oder bei einer

Bowle im alten Akademikum ſaß. Er hatte nur einen Fehler, wenn man das überhaupt einen Fehler nennen kann, nämlich ſeinen übertriebenen Anſpruch auf Pünktlichkeit. Kam man nur einige Minuten zu ſpät, gleich brummte Sölling und wurde an dem Abend nicht wieder freundlich geſtimmt; er ſelbſt kam niemals zu ſpät, wenigſtens nicht in unſerem Kreiſe.

An einem Mittwochabend ſollte die kleine Schaar ſich, wie gewöhnlich, präciſe um ſieben Uhr bei mir in der Regenz*) verſammeln. Ich hatte zu dieſem Zwecke die gewöhnlichen großartigen Vorbereitungen getroffen; ich hatte ein paar Stühle zu den meinigen geliehen; ich hatte alle meine Pfeifen geſtopft und hatte Hans dazu bewogen, das Frühſtücksgeſchirr vom Sopha zu

*) Die Regenz iſt ein alterthümliches Gebäude unweit der Kopenhagener Univerſität, in welchem eine Anzahl ärmerer Studenten freie Wohnung erhält. Anm. des Ueberſetzers.

entfernen, wohin er es regelmäßig ſtellte, ſtatt es auf den Korridor hinauszutragen. Allmälig verſammelte ſich die Geſellſchaft, die Uhr ſchlug Sieben, aber zu unſerer großen Verwunderung ſahen und hörten wir nichts von Sölling.

Die Uhr wies zwei, drei, ja fünf Minuten nach Sieben, ehe wir Sölling die Treppe heraufkommen und gewohnter Weiſe mit kurzen Schlägen an die Thür klopfen hörten. Als er eintrat, ſah er ſo ärgerlich und gleichzeitig ſo verſtört aus, daß ich unwillkürlich ausrief: „Was iſt Ihnen Sölling? Man hat Sie doch nicht beſtohlen?“

„Allerdings hat man das,“ erwiderte Sölling verdrießlich; „und es iſt kein gewöhnlicher Dieb geweſen,“ fügte er hinzu, indem er ſeinen Oberrock an den Thürnagel hängte.

„Was iſt Ihnen denn fortgekommen?“ fragte mein Schlafkamerad Nanſen.

„Beide Arme meines Skeletts, das ich gerade

vom allgemeinen Hoſpital erhalten hatte," ſagte Sölling mit einer Miene, als hätte man ihm ſeinen letzten Pfennig geſtohlen. „Es iſt reiner Vandalismus!"

Wir Andern brachen in ein Gelächter über einen ſo abſonderlichen Diebſtahl aus, aber Sölling fuhr fort:

„Kann Jemand von Euch das begreifen? Beide Arme futſch, gerade im Schultergelenk abgeſchnitten, und, was das Seltſamſte iſt, daſſelbe war bei meinem alten, räucherigen Skelette der Fall, welches drinnen in meiner Schlafſtube ſtand — nicht mehr Arme, als hier auf meiner flachen Hand!"

„Das iſt ſchlimm," bemerkte ich; „wir ſollten ja heute Abend gerade die Anatomie des Armes durchnehmen."

„Oſteologie!" verbeſſerte Sölling ernſthaft. „Hole Dein Skelett hervor, kleiner Siemſen! Es

iſt nicht ſo gut wie meins, aber wir können uns immerhin für heute damit behelfen.

Ich ſchritt nach der Fenſterecke, wo ich hinter einem einfachen grünen Shirting-Vorhange meine anatomiſchen Schätze — „das Muſeum," wie Sölling es nannte — verbarg. Aber wer ſchildert meine Verblüfftheit, ja, meinen Schreck, als ich zwar mein Skelett auf ſeinem alten Platze und, wie gewöhnlich, mit der Studentenuniform, Tſchako, Säbel und Patrontaſche geſchmückt fand, aber — ohne Arme.

„Zum Henker!" ſchrie Sölling, „Das iſt derſelbe Dieb, der bei mir geweſen iſt; die Arme ſind ganz auf dieſelbe Weiſe vom Schulterblatte gelöſt, wie in meiner Wohnung. Das haſt Du ſelbſt gethan, kleiner Siemſen!"

Ich betheuerte meine vollkommene Unſchuld, während ich mich gleichzeitig über die Mißhandlung meines ſchönen Skeletts ärgerte; aber Nanſen

rief: „Wartet einen Augenblick, ich bin gleich wieder da.“

Mit dieſen Worten ſchoß er in ſein Zimmer, kehrte aber faſt in demſelben Augenblicke blaß und verlegen zurück. Das Skelett war noch dagewesen, aber die Arme waren verſchwunden, geſtohlen, und die Schulterbänder ganz auf dieſelbe Art wie bei dem meinen zerſchnitten.

Die Sache, welche an und für ſich räthſelhaft war, begann jetzt unheimlich zu werden. Vergebens zerbrachen wir uns die Köpfe mit Vermuthungen und Erklärungen; wir kamen dadurch nicht weiter und ſandten zuletzt Jemanden nach der anderen Seite des Korridors, wo der junge Student Ravn wohnte, der, wie ich wußte, von dem Portier des allgemeinen Hoſpitals geſtern ein Skelett erhalten hatte. Hier zeigte ſich indeß eine neue Schwierigkeit; Ravn war ausgegangen und hatte den Schlüſſel mitgenommen. Hans konnte die Thür nicht aufmachen, obſchon ſie

ſonſt willig genug war, und ein Bote, den wir nach dem Korridor der Isländer hinüber ſchickten, kam mit dem Beſcheide zurück, daß Björulf Skafteſon ſeinen Stubengenoſſen Einar Skallefanger mit dem einzigen dort vorhandenen Skelette ſolchermaßen „verarbeitet" habe, daß nur noch ein Paar zerbrochene Hüftknochen übrig geblieben. Hier war guter Rath theuer. Keiner von uns begriff den Zuſammenhang. Sölling ſchalt und fluchte abwechſelnd, und die Geſellſchaft ſtand im Begriff aufzubrechen, als wir plötzlich Jemand die Treppe heraufpoltern hörten. Gleich darauf ward die Thür aufgeriſſen, und herein trat eine ſeltſam hohe und dürre Geſtalt. Es war Niels Dae, ein ältlicher Student, den wir damals Alle ſehr gut kannten.

Er war ein ſchnurriger Geſell, dieſer Niels Dae, der echte Typus einer Race, die jetzt faſt ausgeſtorben iſt, die aber zu meiner Zeit nicht ſo ſelten war. Er hatte durch ein ſeltſames

Spiel der Verhältniſſe, wie er es ſelbſt nannte, faſt alle Fakultäten durchgemacht und konnte Zeugniſſe vorlegen, daß er nahe daran geweſen war, nicht nur ein, ſondern drei ganze Examina zu beſtehen.

Er hatte als Theolog begonnen, aber die Erklärung des Erbſchaftsverhältniſſes zwiſchen Jakob und Eſau hatte ihn zur Jurisprudenz hingeführt. Als Juriſt war er durch einen intereſſanten Giftmiſcherfall zu der Erkenntniß gelangt, daß das meditiniſche Studium ein höchſt nothwendiges Nebenfach ſei, das keinesfalls vernachläſſigt werden dürfe, und er hatte ſich deshalb mit ſolchem Eifer auf daſſelbe geworfen, daß er das Jus vergeſſen hatte und der Ewartung leben durfte, mit vierzig Jahren ſein Examen zu beſtehen und im geſetzten Alter eines Fünfzigers Praxis zu bekommen.

Niels Daae nahm die Sache, welche wir diskutirten, ſehr ernſthaft. „Jeder Topf," ſagte

er, „hat zwei Henkel, jede Wurſt zwei Zipfel, jede Sache zwei Seiten, ausgenommen die vorliegende, welche drei hat. (Beifall.) Vom juridiſchen Standpunkte betrachtet, fällt ſie unzweifelhaft unter die Kategorie Diebſtahl, oder vielmehr Einbruch, oder vielmehr noch richtiger Einbruchsdiebſtahl. Indeß kann die Sache eine Colliſion von Begriffen und dadurch eine Begriffsverwirrung hervorrufen, was uns zur mediciniſchen Seite der Sache hinführt, welche deutlich ergiebt, daß der Dieb in geiſtig unzurechnungsfähigem Zuſtande gehandelt hat, ſintemal er nur Arme ſtahl, wo er eben ſo gut ganze Skelette hätte nehmen können. Iſt er alſo von juridiſchem Standpunkte wegen Diebſtahls oder zum Mindeſten wegen ungeſetzlicher Aneignung fremden Eigenthums zu verurtheilen, ſo muß ich ihn von mediciniſchem Standpunkte aus freiſprechen, weil er in unzurechnungsfähigen Zuſtande war. Hier gerathen alſo zwei Fakultäten, rein fachmäßig

betrachtet, in Streit mit einander, und das Recht iſt unentſchieden. — Aber jetzt," fuhr Niels Daae fort, „vermittle ich die Streitſache vom theologiſchen Standpunkte zu einer höheren Einheit, welche auf das Univerſelle hinweiſt. Die Vorſehung hat nämlich in Geſtalt eines Gönners in Jütland, deſſen Kindern ich die Früchte der Weisheit eingepfropft habe, mir zwei fette Gänſe und zwei veritable Enten geſchickt, welche heut Abend bei Lars Mathieſen verſpeiſt werden ſollen, wohin ich die verehrliche Geſellſchaft einlade, indem ich in dem Verſchwinden der Arme nur die allweiſe Leitung der Vorſehung erblicken kann, welche in ihrer unbegreiflichen Weisheit ſich der Weisheit widerſetzt, die ſonſt von den Lippen meines würdigen Freundes Sölling gefloſſen ſein würde."

Daae's etwas konfuſe Rede wurde mit Gelächter uud Beifallrufen aufgenommen, und nur Sölling erhob ein Paar ſchwache Einwendungen,

welche indeſſen bald in der Fluth von Luſtigkeit und ſcherzhaften Einfällen erſtickt wurden, die Niels Daae's plötzliches Erſcheinen hervorgerufen hatte.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, die Beobachtung zu machen, daß improviſirte Gelage ie heiterſten ſind, und ſo war es auch an jenem Abend. Niels Daae regalirte uns mit den Enten und mit ſeinen beſten Einfällen, Sölling ſang ſeine beſten Lieder, der joviale Lars Mathieſen erzählte ſeine beſten Geſchichten, und das Bankett war im ſchönſten Gange, als wir draußen auf der Straße Geſchrei und Rufen verſchiedener Stimmen vernahmen, dann ein dumpfes Gekrach, begleitet vom Klirren zerbrochener Scheiben, mit ein Paar gellenden Wehlauten untermiſcht.

„Es iſt ein Unglück geſchehen!“ rief Sölling, welcher im Handumdrehen draußen vor der Thüre war, — und es verhielt ſich wirklich ſo. Als wir auf Alleegaden hinaus kamen, ſahen wir,

daß ein Paar durchgehende Pferde einen Kaleſchwagen gegen die Bäume der Allee geſchleudert hatten, und daß der Kutſcher bei dieſer Gelegenheit unters Rad gekommen war, das ſeinen rechten Arm dicht am Schultergelenke zerknickt hatte. In einem Nu war unſer luſtiger Bankettſaal in ein Lazareth verwandelt. Gläſer und Teller mußten Binden, Bandagen und den blinkenden Inſtrumenten der Verbandtaſchen Platz machen, und unſere fröhlichen Lieder wurden von den lauten Wehklagen des unglücklichen Patienten beim Verbinden abgelöſt. Die Feſtſtimmung war dahin und wollte nicht mehr zurückkehren, Sölling ſchüttelte den Kopf und machte eine bedeutungsvolle Geberde, als der unglückliche Kutſcher nach dem Hoſpital gefahren wurde. Sein Ausſpruch lautete dahin, daß der Arm amputirt oder vielmehr im Schultergelenke abgelöſt werden müſſe, ganz wie es bei unſern Skeletten ge-

ſchehen war, — „ein verdammt ſonderbares Zuſammentreffen," ſagte er zu mir.

Schweigend und verſtimmt wanderten wir heim auf dem alten Königswege, und zum erſten Mal ſah die ehrwürdige Regenz ihre Söhne von einem feſtlichen Gelage heimkehren, gerade als der Nachtwächter in Kannikeſträde ſeine bekannte, bei den Studenten ſehr beliebte Variante anſtimmte:

Hört, ihr Herren, und laßt euch ſagen,
Unſre Glock hat Elf geſchlagen.
Elf iſt der Apoſtel Zahl,
Judas kommt noch überall.

„Elf!" rief Sölling aus. „Das iſt zu früh, um zu Bette zu gehen, und zu ſpät, uns noch weiter herum zu treiben. Laß uns zu Dir hinauf gehen, kleiner Siemſen, und verſuchen, heute Abend noch unſere Lektion nachzuholen. Du haſt Loder's anatomiſche Tafeln, mit denen müſſen wir uns behelfen, es wird ſchwer genug halten,

daß wir bis Weihnacht fertig werden. Es war auch ganz verwünſcht, daß uns juſt heute Abend die Arme geſtohlen wurden!“

„Der Doktor kann ſonſt leicht genug Arme und Beine bekommen, mehr als der Doktor braucht,“ grinſte Hans, der im ſelben Augenblick aus dem Thore der Regenz hervor trat, wo er Sölling's letzte Worte aufgefangen hatte.

„Wie ſo, Hans?“ frug Sölling verwundert.

„Ih nun,“ antwortete Hans, das kann der Doktor bequem genug haben. Man hat ja das Plankwerk zwiſchen dem Trinitatis-Kirchhofe und der Porzellanfabrik niedergeriſſen und eine Rinne gegraben, um ein neues zu ſetzen. Das ſah ich heute ſelbſt, als ich durch den Kirchengang kam; aber herrjeſes, was für eine Maſſe alter Gebeine ſie da aufgewühlt haben. Es waren Arme und Beine und Köpfe dabei, mehr als der Doktor zeitlebens gebraucht!“

„Das hilft uns leider Nichts, Hans,“ ent-

gegnete Sölling. „Der Kirchengang wird ja um vier Uhr geſchloſſen, und es iſt bald halb zwölf.“

„Freilich wird er das,“ grinſte Hans abermals; „allein es giebt auch eine andere Manier, hinein zu kommen, als gerade auf dieſem Wege. Wenn der Doktor durch das Thor der Porzellanfabrik gehen wollte, ſo könnte er über den Hof und die Mühle in den ſogenannten vierten Hof gelangen, welcher nach Springgaben hinaus führt. Dort gerade haben ſie das Plankwerk niedergeriſſen, und von dort kann der Doktor ganz bequem nach dem Kirchhofe gelangen.“

„Ja, Hans iſt ein Genie,“ rief Sölling vergnügt, „das hab' ich immer geſagt. Hör', kleiner Siemſen, Du kennſt ja die Fabrik von außen und innen, und beſuchſt oft den Studenten Dutzen, welcher dort wohnt. Geh zu ihm hinauf und leihe von ihm den Schlüſſel zur Quarzmühle. Du wirſt ſchon den einen oder andern Arm fin-

den, der nicht allzu vermodert iſt, Sei nur recht flink und komme bald zurück, dann wollen wir Andern dort oben auf Dich warten.“

Ich muß ehrlich geſtehen, daß ich in dieſem Augenblick keine ſonderliche Luſt hatte, auf den Vorſchlag Sölling's einzugehen. Ich war in dem Alter, wo die Pietät vor Tod und Grab noch nicht ganz erloſchen iſt, und der räthſelhafte Vorfall mit den geſtohlenen Armen ſpukte mir noch im Kopfe.

Indeſſen fürchtete ich Sölling's ironiſches Geſicht und das ſpöttiſche Gelächter meiner Kameraden faſt eben ſo ſehr, und nach kurzem Bedenken ging ich mit einer Miene fort, als ſollte ich nur vom Budiker ein Bund Cigarren holen. Mit vieler Mühe ſchellte ich den alten Pförtner aus ſeinem ſüßen Schlummer empor, unter dem Vorgeben, daß ich eine wichtige Beſtellung an Dutzen hätte, und dann eilte ich zu dieſem hinauf, deſſen Fenſter nach dem Kirch-

hofe hinausblickten. Outzen war Theolog und ein ſtreng ſittlicher Charakter; das wußte ich ſehr wohl und war deshalb ziemlich darauf vorbereitet, daß er mir den Schlüſſel verweigern würde, der mir Zugang zum vierten Hofe und von dort aus zum Kirchhofe verſchaffen ſollte.

Outzen nahm auch die Sache ſehr ernſthaft. Er ſchob die hebräiſche Bibel, in der er bei meinem Eintritt geleſen hatte, zurück, ſchrob die Lampe empor und blickte mich verwundert an, während ich meine Bitte vorbrachte.

„Es iſt ein ſündhaftes Unternehmen, das Du da vorhaſt, lieber Siemſen," ſagte er ernſthaft, „und Du thäteſt am beſten, davon abzulaſſen. Von mir erhältſt Du keinen Schlüſſel zu ſolchem Zweck. Der Friede des Grabes iſt heilig und unverletzlich; den darf Niemand ſtören."

„Wie denkſt Du dann über den Todtengräber? Der legt jeden Tag neue Leichen zu den alten, und lebt darum nicht minder."

„Er thut nur ſeine Pflicht,“ antwortete Dutzen ruhig, „und Keiner wird ihn darob ſchelten. Aber der, welcher aus übermüthiger Laune und noch mit dem Punſchdampfe im Kopfe den Frieden des Grabes ſtört, mit dem iſt's ein ander Ding — er wird nicht der Strafe entgehen.“

Ich leugne nicht, daß Dutzen's Worte mich reizten; denn zu hören, daß man im Begriff ſtehe, eine verwegene That zu begehen, nur weil man betrunken und übermüthig ſei, iſt Etwas, daß man ſich nicht gern ſagen läßt, zumal wenn man kaum zwanzig Jahre auf dem Rücken hat. Ohne ein Wort auf ſeine Einwendungen zu erwidern, riß ich daher den großen, mir wohlbekannten Schlüſſel vom Thürpfoſten und war in zwei Sprüngen draußen auf der Treppe, indem ich ſchwor, mir einen Arm zu verſchaffen, koſte es, was es wolle, und dadurch ſowohl Dutzen, wie Sölling und allen Andern zu beweiſen,

daß ich ein Teufelskerl, ſo recht ein beherzter Burſche ſei.

Mit klopfendem Herzen ſchlich ich durch den langen, finſteren Gang, welcher, an den Ueberreſten des St. Clara-Kloſters vorüber, in den ſogenannten dritten Hof führt. Hier nahm ich eine Laterne aus der Kutſcherkammer, zündete ſie an und ging, mit der Laterne in der Hand, auf die mir wohlbekannte Mühle zu, wo der Quarz zermalmt und gemahlen wird. Wie ſeltſam ſah ſie doch bei der flackernden Beleuchtung des Talglichts in der Laterne aus, mit ihren vielen Kammrädern, Triebrädern und Walzen, mit ihren Knetmaſchinen und Stampfen, unter welchen die Steine zermalmt werden! Schon hier begann der Muth mir zu ſinken, als ich die dumpfe, feuchte Luft einathmete; aber ich ermannte mich, putzte das Licht, und ſchloß die Thüre zum vierten Hof mit dem Schlüſſel auf, den ich ſodann wieder zu mir ſteckte. Wenige

Schritte, und ich befand mich im Hofe und ſtand einen Augenblick ſpäter auf der Grenzſcheide. Das ganze hohe, ſchwarze Plankwerk war in ſeiner Länge nieder geriſſen, und man hatte die Erde tief aufgegraben, um feſten Halt für eine neue Scheidemauer zwiſchen Leben und Tod zu gewinnen. Die öde, unheimliche Leere des Ortes ergriff mich tief, und unwillkürlich ſtand ich ſtill, um mich gleichſam gegen die Situation zu ſtählen.

Es war ein rauher, kalter, ſtürmiſcher Abend; die Wolken trieben ſchnell und in zerriſſenen Fetzen unter dem Monde hin, ſo daß der Kirchhof mit ſeinen weißen Kreuzen und Leichenſteinen bald in voller, bald in dämmernder Beleuchtung lag. Dann und wann fuhr der Wind mit hohlem, klapperndem Getöſe über die Gräber, ſauſte durch die entblätterten Linden, pfiff mit klagendem Laute durch Geſträuch und Stakett, verfing ſich in der Ecke bei der Kirche, jagte

dann über das Kirchendach und drehte die roſtige Wetterfahne mit einem knarrenden Laut, der Einem gellend in die Ohren ſchnitt. Ich ſchaute zur Linken — dort erblickte ich ein Paar ſeltſame weiße Geſtalten, die ſich wellenförmig im Mondlicht zu bewegen ſchienen. „Laken," ſagte ich bei mir ſelbſt, „nichts anders als weiße Laken! Verwünſchte Unſitte, Wäſche auf dem Kirchhofe zu trocknen, man ſollte einen Artikel im „Polizeifreunde" darüber ſchreiben!" Ich blickte zur Rechten, dort lag ein Haufen Knochen, nicht zwei Schritte von mir entfernt. Ich näherte mich denſelben mit der Laterne in der linken Hand; taſtend ſtreckte ich die Rechte nach ihnen aus, da raſchelte es in dem Haufen, er ſank zuſammen, und etwas Warmes und Weiches berührte meine Hand. Ich zuckte zuſammen. „Ratten!" ſagte ich bei mir ſelbſt, „Kirchhofsratten, Nichts als Kirchhofsratten! O, mein Gott! ich ängſtige mich ſo; aber nein, ich will

mich nicht ängſtigen, das iſt ja lächerlich, — albern — wo zum Henker bleibt doch der Arm? Es iſt ja kein einziger heiler da!“

Mit fiebernder Haſt und ſchlotternden Knieen durchwühlte ich einen Haufen nach dem andern. Das Talglicht zitterte und flackerte im Winde, plötzlich erloſch es, und als der fette, ſtinkende Unſchlittsdunſt mir entgegenſchlug, wurde mir faſt übel zu Muthe. Mit einer gewaltigen Kraftanſtrengung faßte ich mich wieder, eilte ein paar Schritte vorwärts, und gewahrte am Ende des Kirchhofs einen Sarg, der, noch beinahe ganz erhalten, aus der Erde gehoben und unter eine Hänge-Eſche geſtellt war. Ich näherte mich demſelben und ſah, daß er von altmodiſcher Form, aus ziemlich ſchweren, aber jetzt halb vermoderten Bohlen gezimmert war, und daß er eine Metallplatte mit einer faſt erloſchenen Inſchrift auf dem Deckel trug. An der einen Ecke hatte der Zahn der Zeit ſo an den morſchen Brettern

genagt, daß ich ihn mit Anwendung eines Brecheiſens leicht mußte öffnen können. Ich ſchaute mich um — eine Haue lag auf der Erde neben einem Paar Spaten; ich ergriff einen der letzteren, ſtemmte das Blatt zwiſchen die Bretter, und mit einem dumpfen Krach ſprengte ich den Deckel auf. Mit abgewandtem Geſicht ſchob ich die Hand durch die Oeffnung, taſtete umher, und erfaßte einen Arm des Skelettes, den ich mit einem kräftigen Ruck abriß. Dadurch löſte ſich der Kopf des Skelettes und rollte mir im ſelben Augenblick faſt gerade vor die Füße. Ich ergriff ihn und wollte ihn wieder in den Sarg legen, aber ich ſah in ſeinen leeren Augenhöhlen einen grünlichen, phosphorescirenden Glanz ſchimmern, der abwechſelnd kam und verſchwand; ein Fiebergrauſen, ein faſt wahnwitziger Schreck ergriff mich. Ich zwang mich, in die Höhe zu ſehen, und mein Blick fiel auf ein einzelnes erhelltes Fenſter in der Häuſerreihe gegenüber

Dort ſaß ein halbnacktes, geſchminktes Frauenzimmer, im Halbſchlummer nickend, bei einem faſt niedergebrannten Lichtſtumpfe. Ich ſah hinab — die leeren Augenhöhlen leuchteten noch, aber mit einem ſtärkeren Glanze als vorher. Ich mußte Gewißheit haben, ich mußte eine natürliche Erklärung dieſes Phänomens finden, wenn ich nicht wahnſinnig werden ſollte, — das fühlte ich. Ich ergriff den Schädel wieder, aber nie habe ich einen ſo überwältigenden Eindruck von dem Geſetz der Vergänglichkeit empfangen, wie in dieſem Augenblick. Hunderte jener ekelhaften, feuchten Inſekten, welche man Holzwürmer nennt, wimmelten aus jeder Oeffnung, jeder Spalte des Schädels hervor, und ein Paar der glänzenden, ſchlangenähnlichen Tauſendfüße, welche die Naturforſcher Geophilen nennen, ringelten ſich aus den Augenhöhlen. Unwillkürlich mußte ich an Heine's Worte gedenken, und faſt widerſtrebend, kämpfend, als vermöchte ich nicht

länger meinen eigenen Willen zu beherrſchen, mußte ich die furchtbaren Zeilen wiederholen:

„Ich ſeh' die Todten,
Sie liegen unten in den ſchmalen Särgen,
Die Händ' gefaltet und die Augen offen,
Weiß das Gewand und weiß das Angeſicht,
Und durch die Lippen kriechen gelbe Würmer."

Kaum hörte ich meine eigenen Worte, als ſie mich mit Entſetzen erfüllten. Ich ſchleuderte den Kopf in den Sarg zurück, ſprang in zwei Sätzen über die nächſten Knochenhaufen, ohne mir Zeit zu laſſen, die Laterne mitzunehmen, ſchoß wie von Dämonen gejagt, durch die dunkle Mühle, deren Stampfen und Räder ich zu hören glaubte, und machte erſt Halt in dem großen Hofraume der Fabrik, wo ich am Springbrunnen den mitgebrachten Arm wuſch und meinen derangirten Anzug in Ordnung brachte. Dann ſchob ich meine Beute unter meinen Paletot, nickte dem Pförtner zu, der mich verdrießlich brummend hinausließ, und trat bald darauf in mein Zimmer

mit einer Miene, die ich für vollkommen ruhig und furchtlos hielt.

„Was zum Kuckuck fehlt Dir, kleiner Siemſen?“ rief Sölling, als er mich eintreten ſah. „Du haſt doch keine Geſpenſter geſehen, oder leideſt Du vielleicht an dem beginnenden Katzenjammer? Du biſt auch hölliſch lange fortgeblieben; die Uhr iſt ja faſt zwölf.“

„Siemſen iſt krank,“ ſagte Nanſen, „gebt ihm ein Glas Waſſer, ehe er ohnmächtig wird.“

„Aber ſchenkt es nicht zu voll,“ ſchrie ein Anderer. „Siemſen verträgt heute Abend nicht viel mehr.“

Jetzt war die Reihe, zu triumphiren, an mir. Raſch ſchlug ich den Paletot zurück und legte meine Beute ohne ein Wort zu reden, mitten auf den Tiſch.

„Tod und Teufel!“ ſchrie Sölling in anatomiſcher Begeiſterung. „Was für einen Arm

haſt Du da erwiſcht? Ja, Siemſen weiß, was er thut. Seht nur, was für einen allerliebſten Mädchenarm er uns da gebracht hat. Seht nur dieſe Hand! Wie fein und klein, und wie vortrefflich conſervirt! Ich bin überzeugt, daß der Handſchuh Nr. 6½ ihr paſſen wird. Gott mag wiſſen, wer die geküßt und geſtreichelt hat."

Der Arm wanderte unter allgemeiner Bewunderung von Hand zu Hand, und mit jedem Worte, jeder Aeußerung, die ich vernahm, ſtieg mein Abſcheu und mein Ekel vor mir ſelbſt. Ein Mädchenarm! Was für ein Mädchen mochte das geweſen ſein? Jung und ſchön gewiß, der Stolz ihrer Brüder, und die Freude ihrer Eltern. Früh war ſie hingewelkt, zärtliche Herzen hatten ſie gepflegt, liebevolle Gedanken und tröſtliche Hoffnung hatten ihr Krankenlager erwacht. Ruhig und ſanft war ſie entſchlummert, und den Frieden, der ſie im Leben begleitet, hatte man ihr im Tode mitgeben wollen, deshalb war der Sarg

aus ſchwerem, dickem Eichenholze gezimmert. Und dieſe Hand, die ſo freundlich zum Abſchied und Lebewohl gewinkt, die ſo manchen treuen Händedruck empfangen, die man ſo geliebt und ſo vermißt hatte, lag nun auf einem Anatomietiſche, von Tabackswolken umwallt, von neugierigen Blicken beglotzt, und ein Gegenſtand der roheſten Späße. O mein Gott, wie gräßlich war das!

„Hör',“ ſagte Sölling, als die allgemeine Begeiſterung ſich gelegt hatte, den Arm muß ich haben! Wenn er mit Chlorkalk gebleicht und ein wenig mit Kopalfirniß beſtrichen wird, ſo wird er ein ausgezeichnetes Präparat, den nehme ich mit!“

„Nein, das gebe ich nicht zu. Es war Unrecht von mir, ihn vom Kirchhofe wegzunehmen; ich gehe gleich zurück, und lege ihn wieder hin.“

„Nein, hört nur!“ ſchrie Sölling unter dem

unauslöſchlichen Gelächter der Andern. „Jetzt wird die Sache, meiner Treu', kadaver-lyriſch in des Wortes eigentlichſter Bedeutung. Ich will den Arm haben, was es auch koſten mag."

„Nein," rief Niels Daae, „dazu biſt Du nicht berechtigt. Er iſt begraben und in der Erde gefunden, reines Fundgut, und wir Andern haben eben ſo viel Recht daran, wie Du."

„Ja wohl, Jeder kann ſeinen Theil davon nehmen," ſchrie einer von der Geſellſchaft.

„Daraus wird Nichts," rief Sölling. „Es wäre ja der ſchändlichſte Vandalismus, den Arm zu zerſplittern. Was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nicht ſcheiden," fügte er pathetiſch hinzu.

„Verſteigert ihn!" ſchrie Nanſen, „und laßt das Geld in die Kneipkaſſe wandern, die bedarf deſſen ſehr."

„Ja wohl, der Arm ſoll verſteigert werden," rief Daae, in welchem plötzlich der Juriſt er-

wacht war. „Stille, meine Herren, il ne faut pas rire de la mort, wie Napoleon ſagte. Ich bin Auctionator, und der Kirchhofsſchlüſſel ſoll den Hammer ſpielen.“

Ein neues Gelächter erfolgte, als Daae mit gravitätiſcher Würde am Ende des Tiſches Platz nahm und mit näſelnder Stimme und monotoner Ausſprache losſchnarrte:

„Hiermit wird Allen kund und zu wiſſen gethan, daß am 25. November, Mitternachts präciſe zwölf Uhr, auf dem Korridor der Regenz, Nummer fünf, ohne Abhaltung weiterer Auctionen, zu abſolutem Verkauf ein ſchöner und zierlicher Damenarm mit dazu gehörigem Inventar von Handwurzelknochen und Zwiſchengelenken ſammt Fingerſpitzen in heilem und gutem Zuſtande ausgeboten wird. Es wird bemerkt, daß das Verkaufte unmittelbar nach der Auction abzuholen iſt, in der Verfaſſung, in welcher es ſich beim Zuſchlage befindet, und wird zahlungs-

fähigen Käufern ein ſechswöchentlicher Kredit gewährt. — Ein däniſcher Schilling iſt geboten!“

„Eine Mark!“ rief Sölling ſpöttiſch.

„Zwei Mark!“ ſchrie Einer von der Geſellſchaft.

„Vier!“ ſteigerte Sölling. „Das iſt er rechtſchaffen werth. Biete mit, Siemſen! Du ſiehſt ja aus, als ſäßeſt Du in einer Waſchballje mit lebendigen Stichlingen.“

Ich bot gezwungen eine Mark mehr. Sölling bot einen Reichsthaler; Niemand ging höher, der Hammer fiel, und der Arm gehörte Sölling.

„Sei ſo gut,“ ſagte dieſer, indem er mir ein Markſtück reichte, „das haſt Du redlich verdient. Das iſt Dein Handgeld als Leichenräuber. Den Reſt ſollſt Du nächſtens erhalten, falls Du nicht vorziehſt, ihn der Kneipkaſſe zu überweiſen.“

Mit dieſen Worten wickelte Sölling den Arm in ein Zeitungsblatt. Alle erhoben ſich, und gleich darauf polterte die luſtige Geſellſchaft die

Treppe hinab, das Thor der Regenz wurde zugeſchlagen, der Lärm verhallte auf der Straße, und Alles ward ſtill wie das Grab.

Es war ein ſeltſamer Uebergang. Ich ſtand halb betäubt da und ſtierte das in Empfang genommene Markſtück an, daß ich endlich mechaniſch in die Weſtentaſche ſteckte. Meine Gedanken waren noch in zu ſtarker Bewegung, mein Gemüth zu aufgeregt, als daß ich hätte ſchlafen können. Ich ſchob die Lampe ſo hoch wie möglich empor, und ergriff mein anatomiſches Kollegienheft nebſt Loder's Tafeln, um mich durch Lektüre zu beruhigen; aber das wollte mir nicht gelingen, dazu war die Unruhe meines Gemüthes zu groß. Plötzlich hörte ich einen Ton wie von einem ſchwingenden Perpendikel. Ich erhob das Haupt und horchte geſpannt; denn weder in meinem Zimmer noch in dem Nebenzimmer befand ſich eine Uhr, aber der Ton dauerte fort; im ſelben Augenblick begann meine Lampe zu

flackern, es fehlte ihr offenbar an Oel. Gerade als ich mich erheben wollte, um ſie wieder zu füllen, fiel mein Blick auf den Thürpfoſten gerade gegenüber, und ganz leiſe, aber rhythmiſch und taktmäßig, ſah ich den Kirchhofsſchlüſſel, welchen ich dorthin gehängt hatte, ſich in abgemeſſenen Schwingungen hin und her bewegen. Zuweilen wollten dieſe faſt aufhören, aber dann erhielt der Schlüſſel einen Schlag wie von einer unſichtbaren Hand, und die Schwingungen wurden ſo ſtark, daß ſie ihn faſt im Kreiſe herumzudrehen ſchienen. Ich blieb einen Augenblick mit offenem Munde und weit aufgeriſſenen Augen ſtehen, aber der Schlüſſel fuhr fort, ſich ſo mechaniſch wie das Pendel einer Uhr zu ſchwingen. Ein eiskalter Schauer überlief meinen Rücken, und der Angſtſchweiß perlte von meiner Stirn. Endlich vermochte ich es nicht länger auszuhalten; ich ſchoß zur Thüre, ergriff den Schlüſſel mit beiden Händen, legte ihn auf meinen Schreib-

tiſch und bedeckte ihn mit Loder's Tafeln und ein Paar anderen Folianten. Erſt dann ſchöpfte ich wieder Athem.

Die Lampe war im Begriff zu erlöſchen, und ich hatte kein Oel mehr. Dann und wann blakte die Flamme hoch empor, und warf einen unſicheren Flackerſchein über mein Gemach. Die Schatten wurden bald lang, bald kurz; es war, als ob ſie lebten und in ſchwankenden Geſtalten durch das Zimmer huſchten. Mit fiebernder Haſt entkleidete ich mich, löſchte die Lampe aus, und ſprang ins Bett, um meine Viſionen zu erſticken.

Aber hier ſchienen ſie erſt recht ins Leben zu erwachen. Bald war es mir, als ſtünde ich auf dem Kirchhofe und hörte die Wetterfahne der Kirche durch die Luft knarren. Dann befand ich mich in der Mühle; ich ſah ihre vielen Trieb- und Kammräder ſich durch einander drehen, und hatte Mühe, ihnen auszuweichen. Dann

kam ich in einen endlos langen, niedrigen und ſtockfinſtern Gang, wo mich etwas Unbeſtimmtes verfolgte, und in wildeſtem Entſetzen rannte ich vorwärts, bis ich in einen bodenloſen Abgrund zu ſtürzen ſchien, während eine rieſige Laſt auf mir drückte. Dann fuhr ich aus dem Halbſchlummer empor, horchte und ſpähte umher, und verſank wieder in einen unruhigen Schlaf. Plötzlich hörte ich Etwas von oben auf meine Decke herabfallen. Surr, ſurr, ſchnurr erklang es über meinem Kopfe. Es war eine große Brummfliege, welche in meiner Stube ihr Winterquartier aufgeſchlagen, und welche die ſtarke Ofenwärme erweckt hatte, ſo daß ſie jetzt in großen Kreiſen durch mein Zimmer flog. Bald war ſie dicht vor meinem Ohre, bald hörte ich ſie in einiger Entfernung, dann kam ſie wieder zurück, ſurrte über mein Geſicht, ſchnurrte unter der Zimmerdecke hin, ſtieß an den Kachelofen, fiel auf die Diele, wo ſie im Staube herumſchwirrte, flog dann wieder dicht

über mir hin, ſurr, ſurr, ſchnurr — es war nicht mehr auszuhalten. Endlich hörte ich ſie in eine Düte mit Puderzucker kriechen, welche Hans auf der Fenſterſchwelle hatte liegen laſſen; ich ſprang auf, machte die Düte zu, aber ſie ſchnurrte drinnen faſt ärger, als zuvor. Wieder ging ich zu Bette und verſuchte zu ſchlafen, aber es wollte nicht recht gelingen. Ich beganu zu zählen, erſt bis Hundert, dann bis Tauſend, und endlich empfand ich jenes Gefühl der Ermattung, welches dem eigentlichen Schlafe vorher zu gehen pflegt. Ich befand mich in einem ſchönen Garten; der Goldregen ſchimmerte, die Syringen dufteten, und die zarten roſenrothen Blätter der Apfelblüthen flatterten wie Schmetterlinge durch die Luft, wenn der laue Frühlingswind ſie herabwehte. Neben mir ging ein ſchönes, junges Mädchen; ich kannte ſie gut, und doch war es mir unmöglich, mich auf ihren Namen oder auch nur darauf zu beſinnen, wie wir dazu gekommen

ſein, mit einander umher zu wandern. Dann und wann ſtand ſie ſtill, um eine früh aufgeblühte Blume oder ein buntes Käferchen auf einem Blatte zu bewundern. So ſchritten wir vertrauungsvoll weiter auf den kiesbedeckten Pfaden, wo die Johannisbeeren und Stachelbeeren blühten, und wo ich deutlich das Summen der Bienen vernehmen konnte, während ſie um die Blumenkelche gaukelten. Plötzlich fuhr ein kalter Zugwind durch den Garten, das junge Mädchen erbebte, und ihre Wangen erblichen.

„Friert Dich nicht?“ ſagte ſie zu mir. „Mich friert! Merkſt Du nicht, daß Nacht und Tod herannahen?“

Ich wollte antworten; aber im ſelben Augenblick fuhr ein neuer, ſtärkerer, eiſiger Windhauch durch den Garten. Die Blätter verwelkten auf den Bäumen, die Blumen ſenkten ihre Häupter, und die Bienen fielen von den Johannisbeerblüthen todt zur Erde.

„Er kommt!“ flüſterte ſie ſchaudernd. Ich wollte ſie an meine Bruſt drücken, aber es war, als verblaßte und verſchwände ihre Geſtalt und ſtünde undeutlich in der Luft. Da ſauſte ein dritter, noch heftigerer Sturm durch den Garten. Das Laub flog gelb und dürr in großen Haufen an der Erde hin und wurde dann wild in die Luft empor gewirbelt. Die blühenden Sträucher wurden in einem Nu ſchwarz und kahl, Kreuze und Grabdenkmäler traten unter den entblätterten Bäumen hervor; — ich ſtand wieder auf dem Kirchhofe, und die roſtige Wetterfahne knarrte ſchrill durch die Luft. Neben mir ſtand ein ſtarker, meſſingbeſchlagener Sarg von Eichenholz mit einer Metallplatte auf dem Deckel. Ich beugte mich hinab, um die Inſchrift zu leſen. Da flog plötzlich der Deckel ſchwer zurück, und aus dem Sarg erhob ſich das junge Mädchen, das ich im Sarge geſehen. Ich wollte ihr zu Hülfe eilen, und ſie in meine Arme ſchließen,

da — o Grauſen! — ſah ich an den gläſernen Augen, daß es jenes gefallene Weib ſei, das ich bei dem Lichtſtumpfe im Fenſter hatte nicken ſehen. Wild umſchlang ſie mich, und zog mich in den Sarg hinab. Der Athem verging mir, ich ſchrie laut um Hülfe, und — erwachte dadurch.

Mein Zimmer kam mir ungewöhnlich hell vor, aber ich entſann mich, daß wir Mondſchein hätten, und dachte nicht weiter daran. Uebrigens ſchienen manche Begebenheiten meines Traumes ihre natürliche Erklärung durch die Umgebungen zu finden, in welchen ich geſchlafen hatte. Die Fliege ſurrte noch in der Düte wie ein ganzer Bienenſchwarm; eines der oberen Fenſter war aufgeſprungen, und die Nachtluft drang durch daſſelbe in mein Zimmer. Ich ſtand auf, um es zu ſchließen, und bemerkte erſt jetzt, daß das ſtarke, helle Licht, welches mein Gemach erfüllte, nicht vom Monde kam, ſondern gleichſam von

der Kirche gegenüber ausſtrahlte. Im ſelben Augenblick begannen die Glocken zu läuten, erſt gedämpft und wie in weiter Ferne, dann ſtärker und ſtärker, bis ſie endlich, mit dem Brauſen der Orgel vermiſcht, wie ein gewaltiger Strom von Tönen an mein Fenſter ſchlugen. Ich ſtarrte hinaus und wollte meinen eigenen Augen kaum glauben. Die Häuſer in Lademärket waren lauter kleine, einſtöckige Gebäude mit Erkern und hölzernen Dachrinnen, die in geſchnitzte Drachenköpfe ausliefen. Die meiſten hatten Söller oder Altane mit geſchnitztem Gitterwerk, und den Eingang bildeten hohe Steintreppen mit Meſſinggeländern, deren blank polirte Knäufe im Lichtglanze blinkten. Aber was mich am meiſten Wunder nahm, war die Kirche. Dieſe lag nicht, wie ſonſt; der runde Thurm war gegen Kjöbmagergaden und die Façade der Kirche mit den Strebepfeilern und ſpitzbogigen Fenſtern gegen die Regenz gekehrt. Die Kirche war glänzend

erhellt, und jetzt erſt wurde es mir ganz klar, daß der ſtarke Lichtſchimmer, welcher mein Zimmer erfüllte, von drüben herkam. Sprachlos blieb ich ſtehen; der Glockenklang und das Brauſen der Orgel durchbebten die Luft, und auf dem Mittelgang der Kirche ſah ich einen großen Hochzeitszug ſich langſam zum Altar bewegen. Allmählich vermochte ich die einzelnen Geſtalten zu unterſcheiden. Alle trugen die alten Trachten der Holberg'ſchen Zeit: Die Damen Brokat- und Atlasgewänder, mit Perlenſchnüren im hoch aufgethürmten, ſtark gepuderten Haare; die Herren meiſt Uniformen mit Kniehoſen und Degen, den Chapeaubas unter dem Arme. Vor Allem jedoch zog die Braut meine Aufmerkſamkeit an. Sie war in weißen Atlas gekleidet und auf den gepuderten Locken, die halb von dem herabwallenden Schleier verdeckt wurden, lag ein welker Myrthenkranz. Ihr zur Seite ſchritt der Bräutigam in rother Uniform und mit einem Stern auf der

Bruſt. Sie näherten ſich dem Altare, wo ein Geiſtlicher im ſchwarzen Ornat und mit weißer Allongeperrücke ſie erwartete. Sie traten vor ihn hin, und ich konnte deutlich wahrnehmen, daß er ein Ritual oder eine Formel aus der Agende verlas, die er in der Hand hielt, und deren Goldſchnitt im Lichte funkelte.

Einer von dem Gefolge ſchritt heran und ſchnallte den Degen des Bräutigams los, welcher darauf ſeine rechte Hand der Braut entgegen ſtreckte.

Sie wollte ihm die ihre geben, aber im ſelben Augenblick ſtürzte ſie ohnmächtig nieder. Das ganze Gefolge drängte ſich um die Braut, welche bewußtlos vor den Altarſtufen lag, — da erloſchen plötzlich die Lichter, der Orgelklang verſtummete, und die Geſtalten zerfloſſen wie bleiche Nebelmaſſen.

Draußen auf dem Platze jedoch nahm die

Helligkeit zu, das Glockengeläut dauerte fort, und plötzlich öffneten ſich weit die Flügel der Kirchenthür, und derſelbe Hochzeitszug bewegte ſich über den Platz. Ich wollte entfliehen; aber es war mir nicht möglich, eine Muskel zu regen. Starr und feſtgebannt mußte ich auf die geiſterhaften Geſtalten hinabſtieren, die näher und näher zu mir heran rückten. Zuerſt kam der Prediger, dann der Bräutigam mit der Braut, und als Letztere ihre Augen erhob und den Blick auf mich heftete, erkannte ich, daß es das junge Mädchen aus dem Garten war. Es lag etwas ſo Schmerzliches, ſo Wehmüthiges und ſo Flehendes in dieſem Blick, daß ich ihn kaum zu ertragen vermochte; aber nimmer vermag ich das erſchütternde Gefühl zu ſchildern, das mich durchzuckte, als ich plötzlich wahrnahm, daß der rechte Aermel ihres weißen Atlasgewandes leer und ſchlaff herunter hing.

Ein eiſiges Grauſen ergriff mich. Ich fühlte,

daß die Schaar eine beſtimmte Miſſion hatte; ich wußte, ſie werden heran kommen und Rechenſchaft von mir fordern, obſchon die klafterdicken Mauern der Regenz zwiſchen ihr und mir lagen. Schaudernd blieb ich ſtehen, bis das letzte Paar vom Platze verſchwunden war. Da hörte ich die Glocke der Regenz erſchallen, — nicht wie ſonſt mit luſtigem, vergnügtem Tone, ſondern mit einem ſeltſam heiſeren, trockenen, geborſtenen Klange, und gleich darauf knarrte das Thor in ſeinen Angeln. Ich wandte mich gegen die Thür, ich wußte, daß ſie verſchloſſen ſei, und doch wußte ich, daß mir das Nichts nützen würde, daß ſie hereinkommen würden, ſelbſt wenn eine eiſerne Mauer zwiſchen ihnen und mir läge. Seltſam kniſterte und rauſchte es durch die Luft, bald wie Seide und Atlas, die an den Treppen- und Thürpfoſten anſtießen, bald wie das dürre, raſchelnde Rohr, wenn der Winterſturm durch

daſſelbe hinſeufzt. Näher und näher kamen die ſchrecklichen Geſtalten; die Thür ging nicht auf, aber es war, als würde ſie in einem gläſernen Nebel verwandelt, aus welchem die bleichen Geſtalten hervor quollen. Mehr, immer mehr drängten ſich herein, enger, immer beengter ward der Raum in meinem Zimmer, aber da war es, als böten die Mauern den drohenden Geiſtern kein Hinderniß, als gäbe es für ſie nichts Feſtes, nichts Undurchdringliches. Dichter und dichter ſchaarten ſie ſich um mich her mit finſtern, dräuenden Mienen; kleiner und kleiner ward der Zwiſchenraum zwiſchen ihnen und mir; mehr und mehr wurde ich in meine Ecke gedrängt, bis ſie faſt wie eine Bürde auf meiner Bruſt laſteten und mich ſchier erdrückten. Endlich ſchienen keine mehr im Gemache Platz zu finden. Die Atlas- und Seidengewänder kniſterten und raſchelten nicht länger um mich her; eine Todten-

ſtille entſtand, und ich ſah den Geiſtlichen mit der Agende in der Hand auf mich zuſchreiten.

„Was willſt Du?“ hörte ich es in mir ſprechen; ich fühlte, daß meine Lippen ſich bewegten, aber es war mir nicht möglich, einen Laut mit denſelben hervor zu bringen. Der Geiſtliche mußte jedoch meine Gedanken errathen können; denn er erhob die Hand und ſagte mit einer ſeltſam tiefen und doch klangloſen Stimme: „Das Grab iſt heilig und unverletzlich; den Frieden der Todten darf Niemand ſtören.“

„Heilig und unverletzlich!“ erklang es durch die Schaar, wie wenn ein undeutliches Echo ſich zwiſchen den Baumſtämmen verliert.

Mich ſchauderte in tiefſter Seele, ich empfand einen unwiderſtehlichen Drang, eine brennende Luſt, auf die Kniee zu ſinken und um Gnade und Vergebung zu flehen; aber es war, als ſäße ein bethörender Dämon auf meiner Zunge, der mich zu antworten zwang: „So iſt es ſchlimm

um den Todtengräber beſtellt; er legt jeden Tag neue Leichen zu den alten, und lebt darum nicht minder froh.“

„Er thut nur ſeine Pflicht“ antwortete der Geiſtliche, „und Keiner wird ihn darob ſchelten; aber wer in übermüthiger Laune den Frieden des Grabes ſtört, der wird der Strafe nicht entgehen.“

„Er wird der Strafe nicht entgehen,“ erſcholl es abermals aus der Schaar mit Stimmen, wie wenn der ſauſende Herbſtwind das gelbe Laub über die Erde jagt.

„Was wollt Ihr? Was verlangt Ihr?“ ſchrie ich in der höchſten Verzweiflung der Todesangſt.

„Gieb der Gruft zurück, was der Gruft gehört!“ erklang wieder dieſelbe tiefe Stimme.

„Gieb der Gruft zurück, was der Gruft gehört!“ wiederholte die Schaar, welche ſich abermals drohend um mich drängte.

„Das iſt unmöglich! Das kann ich nicht, ich habe ihn verkauft, ich habe ihn auf einer Auktion verſteigert," ſchrie ich verzweiflungsvoll. „Er war begraben und in der Erde gefunden; fünf Mark acht Schillinge! Ein Reichsthaler! Bietet Niemand mehr? Der Arm gehört Sölling!"

Ein Schrei, ein gellender Rache- und Verzweiflungsſchrei ging durch die Schaar. Wie feuchte Nebel drangen die Geſtalten heran und drückten mit einer Gewalt auf mich ein, als wollten ſie mich erſticken. Es funkelte und blitzte mir vor den Augen, und ich hörte ein ſchweres, dumpfes Gepolter, während ich mit dieſen Schatten rang, die keinen materiellen Haltepunkt darboten. Ganz außer mir, ſtieß ich das Fenſter auf, und indem ich eine Anſtrengung machte, auf die Straße hinaus zu ſpringen, ſchrie ich in der höchſten Angſt der Verzweiflung: „Hülfe! Mörder! Man ermordet mich!"

Der Wiederhall meiner eigenen Stimme, der

noch durch mein Zimmer klang, erweckte mich. Ich ſaß in bloßem Hemde auf der Fenſterbank, das eine Bein halb aus dem Fenſter geſtreckt, und mit beiden Händen krampfhaft den Fenſterpfoſten umklammernd. Drunten auf der Straße ſtand der Nachtwächter in Holzſchuhen, mit Morgenſtern und Kapuzmantel, und ſtierte mich verwundert an, während die leichten Nebelwolken, die furchtbaren Viſionen der Nacht, wie ein weißlicher Rauch durch das Fenſter hinauszogen. Draußen brach der Novembertag an, grau und feucht, und als die friſche Morgenluft meine Wangen kühlte, kehrte auch die Beſinnung zurück. Ich erblickte den Wächter — Gott ſegne ihn! Das war doch ein wirklicher, handgreiflicher Wächter, und keines der täuſchenden Spukbilder der Nacht. Ich blickte auf den Runden Thurm; wie maſſiv, ehrwürdig und unverrückbar ſah er aus, als er dort grau in der grauen Morgendämmerung ſtand! Ich blickte nach Landemärket

hinüber; es war Licht in dem Bäckerladen, und ein Torfbauer ſtand draußen und band ſeinen Pferden die Futterſäcke unter's Maul. Ich ſchielte halb ängſtlich in mein Zimmer, allein Alles war in gewohnter Ordnung. Mein hochlehniger Armſeſſel, mein blinder Raſirſpiegel, mein gichtbrüchiger alter Sopha, — Alles ſtand auf ſeinem Platze, ja ſelbſt die Düte mit dem Puderzucker lag noch im Fenſter, und die Fliege ſurrte darin. Ich fühlte, daß ich wach ſei, und daß der Tag graue. Raſch ſprang ich von der Fenſterbank herab und wollte mich wieder ins Bett legen, als mein Fuß an etwas Hartes und Scharfes ſtieß. Ich bückte mich, um es aufzuheben, taſtete im Halbdunkel auf der Diele umher, und erfaßte einen langen, dürren, halb vermoderten Arm, deſſen ſteife Finger ein zuſammengerolltes Blatt Papier umkrampften. Ich taſtete weiter und erfaßte einen zweiten, der ebenfalls ein zuſammen gerolltes Papier zwiſchen den Fingern hielt.

Jetzt begann ich an meinem Verſtande zu zweifeln. Ich wußte, daß, was ich geſehen, eine Folge meiner erhitzten Phantaſie, ein Traum ſei, der gegen ſein Ende hin den Charakter einer Sinnestäuſchung angenommen habe. Ich wußte, daß ich wach, daß das Ganze eine Halluncination ſei, und doch lägen hier feſte, unwiderlegliche Beweiſe des Gegentheils vor. Ich glaubte wirklich, ich ſei im Begriffe, wahnſinnig zu werden, und mit fiebernder Haſt öffnete ich die Papierrolle. Dort ſtand nur das Wort „Söl-ling".

Ich ergriff das zweite Papier und rollte es auf; dort ſtand: „Nanſen".

Noch hatte ich die Kraft, ein drittes zu ergreifen und zu öffnen; dort ſtand: „Siemſen"; aber im ſelben Augenblicke ſtürzte ich beſinnungslos zur Erde.

Als ich wieder zu mir kam, ſtand Niels Daae neben mir mit einem geleerten Waſchguſſe,

deſſen Inhalt noch vom Sopha herab troff, auf den er mich gelegt hatte.

„Hier, trinke das", ſagte er mit ſchmeichelndem Tone, „dann kommſt Du ſchon wieder auf die Beine. Es iſt ein vortrefflicher Cognac; ich nahm ſelber erſt einen Schluck davon."

Verſtört blickte ich mich um und nippte an dem Glaſe, deſſen kräftiger Inhalt ſchnell meine Lebensgeiſter ermunterte.

„Was iſt geſchehen?" frug ich mit matter Stimme.

„Ach, eigentlich Nichts von Bedeutung", erwiderte Niels Daae. „Du biſt nur im Begriff geweſen, Dir ſelbſt durch eine kleine Kohlenſtoffvergiftung das Leben zu nehmen. Es ſind auch verwünſcht ſchlechte Klappen, die hier an den alten Kachelöfen auf der Regenz ſitzen. Der Sturm heute Nacht muß ſie zugeſchlagen haben, wenn Du nicht ſelbſt ſo genial geweſen biſt, ſie zu ſchließen, ehe Du zu Bette gingſt. Wäre ich eine

Stunde ſpäter gekommen, kleiner Siemſen, ſo wäreſt Du ſo weit auf der Reiſe zu Sankt Peter mit den Goldſchlüſſeln geweſen, daß ein alter Cognac Dich nicht mehr hätte zurückrufen können. Nimm noch einen kleinen Schluck!"

„Wie biſt Du heraufgekommen?" frug ich, mich aufrichtend.

„Auf die einfachſte und natürlichſte Weiſe von der Welt", antwortete Niels Daae. „Ich hatte dieſe Nacht die Wache auf dem Hoſpitale; aber weil ich ziemlich viel Punſch bei Lars Mathieſen getrunken hatte, ſchlief ich mehr, als ich wachte, und fand es daher paſſend, mich gegen die Morgenſtunde fort zu ſchleichen. Als ich nach Kryſtalgaden heim ging, kam ich an der Regenz vorbei und ſah Dich hier rittlings in bloßem Hemde auf der Fenſterbank ſitzen und den Nachtwächter durch das Geſchrei „Feuer, Mordjo!" oder dergleichen alarmiren. Es gelang mir end-

lich, Jenſen dort unten aufzuklopfen, und durch ſein Fenſter kam ich in die Regenz. Es iſt auch eine ſonderbare Manier, ſich in bloßem Hemde mitten auf die Diele zu legen!“

„Wo kommen die Arme her?“ frug ich, noch halb verſtört.

„Ach, der Teufel hole die Arme!“ rief Niels Daae; „ſieh nur zu, daß Du wieder auf die Beine kommſt! Die Arme da? Das ſind ja keine andern als die, welche ich ſelbſt abgeſchnitten habe. Es war ein ausgezeichnet ſchlauer Einfall. Du weißt ja, wie brummig Sölling wird, wenn er einmal eine Repetirſtunde ausſetzen ſoll. Nun hatte ich die Gänſe zugeſchickt erhalten und wollte Euch gerne zu Lars Mathieſen mithaben. Ich wußte, Ihr ſolltet die Oſteologie der Arme vornehmen, deshalb ging ich zu Sölling, machte die Thür mit ſeinem eigenen Schlüſſel auf, und ſtahl die Arme von ſeinen Skeletten. Daſſelbe that

ich hier auf der Regenz, und Deinen mauſte ich, während Du unten im Leſezimmer warſt. Biſt Du ſo genial geweſen, ſie vom Geſtell herab zu reißen und die Etiketten abzunehmen? Ich hatte ſie ſo ſchön mit Papierſtreifen bezeichnet, damit Jeder ſein Eigenthum wieder erhalten könne."

Ohne ein Wort zu reden, kleidete ich mich an und ging bald mit Daae unter dem Arme, in die friſche, kühle Morgenluft hinaus.

In Kryſtalgaden trennten wir uns, und ich wanderte unverweilt nach dem Weſterwalle, wo Sölling wohnte. Ohne der Einwendungen ſeiner alten Wirthin zu achten, ging ich in das Zimmer, wo Sölling den Schlaf der Gerechten ſchlief. Dort nahm ich den Arm, der noch, in Papier gewickelt, auf ſeinem Schreibtiſche lag, legte das Markſtück an ſeine Stelle, und eilte ſo raſch wie möglich auf den Kirchhof zurück.

Wie ſeltſam war Alles verändert, als ich

wieder dies Revier betrat! Der Morgennebel hatte ſich gelichtet und hing wie glänzende Reifperlen in den Zweigen der Bäume, wo die Sperlinge zwitſcherten. Keiner der Arbeiter war noch auf dem Kirchhofe. Ich ſchritt zu der großen Hänge-Eſche hinüber und ſtand wieder vor dem ſchweren Sarge von Eichenholz. Behutſam ließ ich den geraubten Arm in denſelben hinab gleiten und klopfte mit ſorglicher Hand die roſtigen Nägel feſt, gerade als die erſten Strahlen der blaſſen Novemberſonne über den Kirchhof ſpielten.

Erſt da ward es mir wieder leicht ums Herz.

* * *

Doktor Ziemſen ſchwieg und ſchaute fragenden Blickes im Kreiſe umher. Draußen erklang das Schellengeläute des kleinen iſabellfarbenen norwegiſchen Kleppers, der ungeduldig den Kopf ſchüttelte, und bald darauf ſaß der joviale Dok-

tor wieder auf ſeinem hochlehnigen Seſſel mit Fußſack und Kutſchverdeck.

Aber im Pfarrhauſe ſchlief man nicht allzuviel in dieſer Nacht, — ſelbſt der Vetter Jakob war erſchüttert.

Schimmelmann's Pferd.

I.

Vor zehn bis fünfzehn Jahren befand sich Helle-beck noch in seinem Unschuldszustande. Keine Nordbahn führte die Kopenhagener nach Helsingör, kein Marienlyst prunkte mit schwarzbefrackten Kellnern. Hamlet's Grab war noch nicht „entdeckt", und wenn ein vereinzelter Fremdling sich aus dem Hammermühlenwalde nach Hellebeck oder Aalsgaarde verirrte, so kann er sicher sein, bewundernde Zuschauer an die Fenster zu locken. Das kleine Fabrikstädtchen lag mit seinen weißen Häusern und klappernden Mühlrädern still und ruhig im Sommersonnenschein. In Aalsgaarde

trockneten die Männer ihre Netze, während die Weiber vor dem Hauſe mit Nadel und Filirſtab beſchäftigt waren — man wußte kaum etwas von Fremden, noch weniger hatte man gelernt, ſie wie andere Fiſche als guten Fang zu betrachten.

In dieſer glücklichen Periode traf ſich's, daß ich in Hellebeck verweilte; denn dieſe tiefen, dunklen Waldſeen, dieſe Vegetation, welche die Buche und die Anemone brüderlich mit der Birke, dem Wachholder und dem Haidekraute vereint, beherbergten eine ganze Welt in ſich, unſtäte, raſtloſe Bewohner, mit deren Treiben ſich bekannt zu machen wohl der Mühe verlohnte.

Meine Zeit war zwiſchen dem Walde und dem Kruge getheilt — man hatte noch eine gewiſſe Scheu ſeine Zimmer zu vermiethen. Wie deutlich erinnere ich mich an den großen Saal des Kruges mit ſeinem blaugeblümten Sofa, den ſeltſamen altmodiſchen Stühlen, der roth angeſtrichenen Kommode von Tannenholz mit den

halsſtarrigen Schiebladen, die immer heraus-glitten, allein, wie im Genuß ihrer Freiheit, nie wieder hinein wollten. Wie klar ſehe ich die merkwürdige Paſtellzeichnung, von welcher ich noch nicht weiß, ob ſie Mariä Himmelfahrt oder den Tanz der Muſen auf dem Helikon vorſtellte, und welche das Geſchenk einer mehr naiven als talentvollen Künſtlerin aus der Umgegend war.

All' dieſe Herrlichkeiten gehörten mir. Der ganze Krug ſtand mir zur Verfügung, mit Ausnahme der Schänkſtube und des Kramladens, in welchem ein Handel mit Kaffee, Zucker und „Etcetera" getrieben wurde, wie auf dem Schilde ſtand. Eins jedoch beſchränkte mein Eigenthumsrecht, nämlich der Samstagabend. Da verſammelte ſich das Volk von Stadt und Land, nicht zu politiſchem Geſchwätz bei einer halb veralteten Zeitung, ſondern zu einem ordentlichen, ſoliden Trunke, zu einem Tanze und bisweilen zu einem Zweikampfe, bei welchem jedoch weder Meſſer

noch Piſtolen in Anwendung kamen. Da lernte ich Männer mit harten, derben wettergebräunten Geſichtern und doch von kindlichſter Naivetät und Gutmüthigkeit kennen; Männer, die gleich feſt ſtanden, mochten ſie nun mit einer Dreiquartflaſche auf dem Lande oder mit einer Bramſegelkühlte auf einer ſchwankenden Marsraa anbinden. Ich könnte manche von ihnen nennen, aber ich verweile nur bei Einem, dem Bootsmann, meinem Freunde, Niels Kei.

Niels Kei und das Meer waren unzertrennlich geweſen, jedoch nur bis zu einer gewiſſen Periode. Vom Schiffsjungen war er Matroſe, vom Matroſen Bootsmann geworden. Dann hatte er ſein genügendes Theil vom Kriegsruhm erhalten, das ihn ein Stück der rechten Backe nebſt entſprechendem Backenbarte gekoſtet hatte. Nun war er Fiſcher geworden und angelte ſowohl nach eigentlichen Fiſchen, wie nach den Kapitänen, die wegen widrigen Windes im Sunde

ſtill lagen, und mit denen er ein nicht unbedeutendes Schmugglergeſchäft trieb. Eines ſchönen Tages verkaufte er ſeine Reuſen und Netze für eine Handvoll Geld, ſchaffte ſich einen Wagen und ein Pferd für anderthalb hundert Reichsthaler an, und war jetzt, was ihn tief kränken würde, wenn er es hörte, ein ſeltſames Mittelding von Fuhrmann und Fiſcher — nach Kapitänen.

Aber er war zugleich etwas Anderes. Er war Hellebeck's Räthſel, deſſen Myſterium, deſſen unauflösliche Sphinx. Woher hatte Niels Kei den Braunen und den kleinen, leichten, neu gemalten Korbwagen erhalten? oder, — um gleich zur Sache zu kommen: woher hatte er das Geld erhalten? Hätte er auf Sicilien gelebt, ſo würde man geſagt haben, daß er einen Leichnam geplündert. In Hellebeck ziſchelte man in den Ecken, ſchüttelte mit dem Kopfe und ſchielte heimlich nach dem Braunen, wenn derſelbe mit

dem Korbwagen, Niels Kei und einem Fremden den Weg nach Helſingör hinunterfuhr.

Niels Kei nahm einen Reichsthaler für einen ſolchen Freundſchaftsdienſt; aber ich, der Student, brauchte nur drei Mark zu bezahlen, „denn man ſoll nicht ausverſchämt ſein," meinte er. Niels hatte eine ganz beſondere Art, ſein Pferd und ſein Fuhrwerk zu behandeln. Band er die Zügel an, ſo geſchah es mit einem halben Ruck, als ſchnüre er die Schote an einem Sturmſegel feſt. Saß er auf dem Bocke, ſo ſpreizte er die Beine auseinander und ſtemmte ſie gegen den Vorderrand des Wagengeſtelles, als rudere er in einer Jolle, und wollte er den Braunen antreiben, ſo machte er mit den Zügeln ganz eigenthümliche Schläge, die mich auffällig an Jemand erinnerten, welcher Dorſche angelt. Aber der Braune verſtand ihn, und er verſtand den Braunen, und das war ja die Hauptſache.

So rollten wir eines Herbſtabends auf der

Straße nach Helſingör dahin, — Niels Kei mit einem unfuhrmannsmäßigen Südweſter auf dem Kopfe, denn er meinte, es würde wohl Regen aus Nordoſt geben; ich in Ballkleidung und Pferdedecke. Der Weg ging durch den Hammermühlenwald, an dem dunklen Bauernteiche vorüber und zum Kupferteiche hinan, unter gegenſeitigem Schweigen; denn Niels Kei ſchien an dem Abend nicht gut aufgelegt zu ſein und zeigte nicht ſein gewöhnliches ſchlaues, behagliches Grinſen. Plötzlich frug er:

„Weiß der Student, daß Ole Hanſen heut Nacht geſtorben iſt? Er war mein Freund!“

„Ole Hanſen!“ rief ich aus. „Woran denn?“

„An zu viel Waſſer; er iſt ertrunken,“ antwortete Niels Kei trocken. — „Ja, das hätte man ſich freilich ſelbſt ſagen können,“ fügte er halblaut hinzu, während er nach dem Braunen mit einer Bewegung auslangte, als würfe er eine Tauſchlinge ans Land.

„Hat er ſich denn ertränkt?“ fragte ich.

„Ertränkt?“ wiederholte Niels verächtlich, „kein Fiſcher ertränkt ſich. Die Jolle lag mit dem Kiel noch oben gerade draußen vor dem ſchwarzen Stein, und Ole Hanſen etwas ſüdwärts davon nach dem Strande zu — todt wie ein Häring.“

„Wie hätte man das denn vorher ſagen können?“ fuhr ich fort.

Niels Kei drückte mit der linken Hand den Südweſter feſter auf den Kopf, angelte mit der rechten nach dem Braunen und ſandte mir einen vielſagenden Blick zu.

„Soll er hier ruhen?“ fragte ich, als wir an dem kleinen Waldkirchhofe vorbei fuhren, deſſen weiße Mauern von der untergehenden Sonne gelblich beleuchtet wurden.

„Nein,“ ſagte Niels Kei, „die Fiſcher kommen nordwärts.“

Kaum hatte er das geſagt, als der Braune

plötzlich mit einem Ruck mitten auf dem Wege ſtill ſtand. Dann ſchüttelte er ſich, als wolle er Bremſen vom ganzen Leibe abſchütteln, bewegte den Kopf heftig hin und her und war nicht von der Stelle zu bringen.

„Hm!“ ſagte Niels Kei mit einer ſeltſamen Betonung und ließ die Zügel ſinken.

„Was iſt's?“ fragte ich.

„Ach, es iſt ſo ein Garnichts,“ brummte er, und im ſelben Augenblick jagten wir von dannen, als fühlte der Braune die Sporen in den Flanken.

„Hat der Student etwas dawider, einen kleinen Umweg zu machen?“ fragte Niels, deſſen Miene ſehr bedenklich geworden war.

„Wie's Ihnen beliebt,“ antwortete ich, und damit bogen wir in einen Nebenweg zur Rechten ab, der in den Wald hinein führte.

Der Braune trabte raſch vorwärts, bis wir einen Steinhügel zur Linken erreichten, der von

mächtigen, einzeln ſtehenden Buchen umgeben war. Hier ſchüttelte er ſich wieder, warf den Kopf empor und legte die Ohren zurück.

„Dachte ich mir's nicht?" ſagte Niels Kei mit der ganzen Sicherheit der Ueberzeugung. „Wir hätten nimmer an einem Freitage fahren ſollen."

Darauf ſtieg er vom Wagen herunter, ſuchte einen Stein, warf denſelben auf den Hügel und ſchwang ſich wieder auf den Wagen. Im ſelben Augenblicke fuhr neues Leben in den Braunen, und wir rollten wieder auf der Straße dahin.

„Was machten Sie da, Niels?" fragte ich ihn.

„Ach es iſt nur ſo eine Sitte," erwiderte er kurz; „ich legte nur einen Stein hin für Schimmelmann's Pferd."

„Was für ein Pferd?" fragte ich.

„Ja der Student iſt ſo buchgelehrt," verſetzte Niels Kei zögernd, „daß er wohl kaum an

das glaubt, was für uns Bauern ſicher und gewiß iſt."

„Doch, Niels, gewißlich thue ich das," ſagte ich und recitirte pathetiſch: „Es giebt Dinge zwiſchen Himmel und Erde, von denen ſich die Schulweisheit Nichts träumen läßt."

„Ja, freilich, freilich," ſagte er, „und wenn der Student nicht über mich lachen will, ſoll er das Ganze erfahren. — Alſo, dieſer Schimmelmann, der die Fabrik baute, war ein Deutſcher, und ein großer — —" Hier hielt Niels Kei plötzlich inne und betrachtete mich mit einem Blick, als wolle er meine Anſicht erforſchen.

„Ich weiß ſchon," ſagte ich.

„Er hatte viel mit dem ſiebenjährigen Krieg zu ſchaffen," fuhr Niels Kei fort. „Es ſtand damals knapp mit dem Futter für die Pferde, und da ſollte dieſer Schimmelmann den Hafer beſorgen, denn er war ja wohl als Proviantmeiſter oder ſo was angeſtellt. Aber wie das nun zu-

gehen mochte, die Pferde des Preußenkönigs konnten es nie mit denen der Franzoſen oder Ruſſen aufnehmen, und ſo ließ der Preußenkönig den Schimmelmann zu ſich beſcheiden. Aber der hatte Lunte gerochen, und obſchon ein ganz Huſarenregiment ihm nachſetzte, holten ſie ihn doch nicht ein; denn er hatte einen Grauſchimmel, der ſchneller als alle andern war. So kamen ſie zuletzt an den Elbefluß tief da unten in Deutſchland, und über den ſchwamm Schimmelmann's Pferd hinüber, aber die Huſaren mußten Alle jämmerlich ertrinken. Dann trug das Pferd ihn ganz nach Jütland hinauf, und zuletzt kam er nach Kopenhagen, und da nannte er ſich ja wohl Schimmelmann, weil ihn der Schimmel gerettet hatte; denn früher ſoll er anders geheißen haben. Dann fraß unſer König, Friedrich der Fünfte oder der Vierte, einen Narren an ihm und machte ihn zum Miniſter und ließ ihn die Fabrik hier bauen, die ein

Fiddekommiß iſt, denn ſonſt war er ein tüchtiger Mann. Als nun der Preußenkönig das erfuhr, ließ er die Zeit hingehen, bis der Krieg zu Ende war, und als Alle glaubten, daß die Geſchichte vergeſſen ſei, ſchickte er eine Debetation oder ſo was zu unſerm König, und Schimmelmann ſollte hinunter und ſeine Landsleute begrüßen. Die lagen aber auf einem großen Fregattſchiff draußen vor Trekoner, und der Kapitän hatte Ordre, ſobald Schimmelmann ſeinen Fuß auf's Deck ſetze, ſollten ſie mit ihm in See ſtechen. Die Schaluppe mit der preußiſchen Königsflagge lag drunten an der Zollhaustreppe, und Schimmelmann war ſchon draußen bei dem Zollhauſe. Da ſtand nun ein Gardiſt von der Leibwache, der Schultz hieß, denn er war eigentlich ein Holſteiner und konnte Deutſch ſprechen ſo gut wie Einer. Der hatte Tags vorher in Brokkens's Penne geſeſſen und mit den Matroſen vom preußiſchen Schiffe getrunken, und da hatte er gehört, daß das Ganze

ſo ein Filurenſtreich ſei, um dieſen Schimmelmann zu fangen und ihn zu den Preußen zurückzuſchleppen. Er durfte freilich nichts ſagen, als der Miniſter mit den hohen Herren vorüber ging, aber er blinzelte ihm zu und machte ihm ein Zeichen, wie Einer, dem Handſchellen angelegt werden. Das verſtand nun Schimmelmann gleich, denn er war ein großer Lucifer, und ſo ſagte er, daß er einige Papiere droben auf dem Schloſſe vergeſſen habe. Sie wollten nun durchaus einen der Lakaien darnach ſenden; aber Schimmelmann ſagte, er müſſe ſie ſelbſt holen, und ſo ging er auf's Schloß, und da blieb er. Die Preußen warteten, bis ſie ſchwarz wurden; aber als ſie merkten, daß das Ganze eine Kriegsliſt geweſen, ſtachen ſie wieder in See, und Schimmelmann war für diesmal gerettet. Aber dann ſchrieb der Preußenkönig an unſern König, er ſolle Schimmelmann unter Schloß und Riegel ſetzen,

und das mußte unſer König denn auch verſprechen. Deshalb gab er ihm das große vergoldete Eiſengitter draußen vor ſeinem Hofe in Bredgaden; daß ſteht heute noch und Jeder kann es ſich anſehen. Das Letzte, weiß ich, iſt wahr und gewiß, denn ich habe es ſelbſt von dem alten Schultz, dem Gardiſten von der Leibwache, gehört, welcher Schimmelmann zublinzelte und welcher deshalb als Inſpektor auf der Fabrik angeſtellt wurde. Das Andere hab' ich geleſen, und es iſt daher wohl möglich, daß es nur hiſtoriſch iſt."

„Aber wie wurde es denn mit dem Pferde?" fragte ich.

„Ja, das Pferd," wiederholte Niels Kei, indem er einen ängſtlichen Blick um ſich warf. „Das war gar kein richtiges Pferd. Das kann ja auch wol Jeder wiſſen, welcher ſah, daß es hier drinnen im Walde, wie ein anderer Chriſten-

menſch, begraben ward, nicht von dem zu reden, was es gethan hatte und noch thut.“

Es war augenſcheinlich, daß Niels hier wieder auf das Gebiet des Myſtiſchen kam; denn er blickte nach einigen aufziehenden Wolken und ſchwieg.

„Nun, was thut es denn?“ forſchte ich.

„Ja das iſt's eben, woran der Student natürlich nicht glauben will,“ murmelte Niels Kei. „Es geht um und weidet am Kirchhof ohne Haut und Haar, ja, ohne daß es nur einen Fetzen Fleiſch hätte. Begegnet es Leuten, ſo geht es ihnen, haſt du nicht geſehen, aus dem Wege; aber noch jedesmal iſt der, welcher es traf, drei Tage nachher ins Grab geſunken. Die Thiere können merken, wo es herum gegangen iſt, denn die verſtehen ſich beſſer auf ſo was, als wir Anderen. Dann bleibt Einem nichts anders übrig, als ein Kreuz über einen Stein zu ſchla-

gen und ihn für Schimmelmann's Pferd hinzulegen, ſonſt kriegen ſie den Todeskoller oder ſonſt eine Räude. Dadurch iſt der Steinhaufen hier entſtanden."

„Hat denn Ole Hanſen Schimmelmann's Pferd geſehen, ehe er ſtarb?" fragte ich.

Niels ſchob den Kautabak auf die andere Seite des Mundes, warf wieder eine Tauſchlinge über den Braunen hin und ſprach, wie in die leere Luft: „Zuerſt hörte er es einmal Nachts in Aalsgaarde; dann begegnete er ihm an der weſtlichen Ecke der Kirchhofsmauer, dicht bei der Ziegelei. Heute Abend iſt es wieder draußen."

„Woher wiſſen Sie das, Niels Kei?" fragte ich.

„Das hat er ſonſt nie gethan," verſetzte Niels und trieb den Braunen mit der Peitſche an. „Es iſt heute Abend wieder draußen. — Jetzt kriegen wir Regen."

„Aber iſt das Ganze nicht die Geſchichte

vom Todtenpferd?“ ſagte ich und hüllte mich in die Decke.

„Todtenpferd!“ wiederholte Niels verächtlich. „Ja, der Student mag glauben, was er will. Das Todtenpferd? Das iſt ja hiſtoriſch!“

II.

„Nun, hat der Student ſich eine Liebſte zugelegt?“ fragte Niels Kei, als ich aus einem der behaglichen, hell erleuchteten Säle Kronborg's in den unheimlichen, ſtockfinſteren Schloßhof hinaustrat.

„Nein, diesmal nicht, Niels.“

„Na, gut, dann fahren wir ohne ſie; nicht alle Leute können Liebſte haben. — Ein Paletot wäre auch vielleicht beſſer geweſen,“ fügte er hinzu, indem ich auf dem Stuhle neben ihm Platz nahm; „nehmen Sie beide Decken, Student, ich brauche keine.“

Die Nachtluft war kalt und ſchneidend; der

Nordoſtwind blies gerade vom Sunde her und brachte wider Gewohnheit Regen. Die Uhr ſchlug zwölf, als wir über die donnernde Holzbrücke dahin rollten. Die Finſterniß war ſo groß, daß wir kaum die Palliſaden gewahren konnten, und Laternen waren ein Luxus, den Niels Kei noch nicht kannte.

Der Uebergang von der lebhaften, brauſenden Ballmuſik zu dem melancholiſchen Wellenſchlage des Sundes, von Licht, Duft und Geplauder zu Dunkel, Kälte und Nachteinſamkeit war ſo groß und jäh, daß ich in tiefem Schweigen meine Cigarre rauchte, ohne der ungewöhnlich lebhaften Konverſation zu achten, welche Niels Kei bald mit mir, bald mit ſich ſelbſt und dem Braunen führte.

Wir waren noch nicht ſehr weit auf die Landſtraße hinaus gekommen, als ich bemerkte, daß mit Beiden etwas nicht ganz in Ordnung ſei. Niels war nicht betrunken, und der Braune nicht

kollerig; aber Niels hatte doch der Flaſche ziemlich ſtark zugeſprochen, und der Braune hatte dann und wann Mucken, welche zunahmen, je mehr wir uns dem Walde näherten.

Hier nahm jedoch Niels Kei's Luſtigkeit in auffallendem Grade ab, und als wir eine Weile unter den dunklen Tannen hingefahren waren, die hier bis dicht auf den Weg herabhängen, ſagte er plötzlich:

„Hier iſt's ſchauderhaft dunkel, Herr Student!"

„Zünden Sie eine Cigarre an, Niels, die leuchtet," verſetzte ich und bot ihm meine Cigarrentaſche.

„Danke, es iſt jetzt keine Zeit zum Rauchen," ſagte er zu meiner großen Verwunderung. Bald darauf kamen wir an dem erſten Teiche vorüber, und dort wollte er auf den Waldweg zur Linken abbiegen.

„Halt, Niels!" rief ich. „Das geht nicht; wir ſtürzen ja in das erſte Torfloch am Wege."

„Ueberlaſſen Sie das mir," ſagte Niels Kei in einem Tone, der ihm ſonſt nicht eigen war; „ich habe das Recht, den Studenten zu fahren, auf welchem Wege ich will, wenn ich ihn nur nach Hellebeck bringe."

„Und ich habe das Recht, abzuſteigen, wo ich will!" ſchrie ich, etwas gereizt über Niels Kei's ſeltſames Verfahren. „Jetzt gehe ich den Reſt des Weges zu Fuße, dann mögen Sie in Moräſte und Torflöcher fahren, ſo viel Ihnen beliebt."

Niels beſann ſich einen Augenblick, dann ergriff er den Braunen am Zügel und zog ihn auf die Landſtraße zurück.

„Nein, das kann ich mir nimmer nachſagen laſſen," murmelte er mehr zu ſich ſelber, als zu mir. „Steigt auf, Herr Student! Fahren wir denn in Gottes Namen; aber paſſirt Etwas, ſo komme es über Sie!"

Plötzlich fiel Niels Kei's Geſchichte, die ich

im luſtigen Ballgetriebe vergeſſen hatte, mir wieder ein, und ich fragte lachend:

„Sie fürchten ſich doch nicht vor Schimmelmann's Pferd, Niels?“

Er zuckte auf dem Sitz empor, als ich dieſe Worte ſprach, und murmelte etwas vor ſich hin, das ich nicht verſtand. Bald darauf erreichten wir den Gipfel des Hügels, wo es etwas heller war und wo wir den Ausblick nach allen Seiten hatten, auch nach der Ziegelei und dem gegenüberliegenden Kirchhofe. Der Braune begann raſcher vorwärts zu traben; allein plötzlich ſtreckte er die Vorderbeine ſteif vor ſich hin, legte die Ohren zurück, zitterte am ganzen Leibe und ſtieß einen Ton aus, der ein Mittelding zwiſchen Wiehern und Winſeln war.

„Sehen Sie etwas, Herr Student?“ fragte Niels Kei mit leiſer Stimme. „Sehen Sie da drüben!“

„Es ſind nur weiße Nebel, die über das Moor hinziehen," antwortete ich, indeß ich mit den Augen die flüchtigen, auf und ab wallenden Maſſen zu durchdringen und feſtzuhalten ſuchte, welche dann und wann die unbeſtimmte Kontour eines großen, vierbeinigen Thieres annahmen.

„Hören Sie!" flüſterte Niels mit heiſerer Stimme.

„Ach, Thorheit! es ſind ja nur die Eulen," erwiderte ich, etwas beunruhigt durch die Ausſicht des Umwerfens. „Treiben Sie den Gaul vorwärts, er ſcheut vor irgend etwas."

„Es iſt Schimmelmann's Pferd," ſagte Niels Kei und ſtierte in den Nebel; „wir ſehen es nicht, aber die Thiere verſtehen ſich darauf."

Gerade als die Nebelſäule vom Winde über den Weg gejagt wurde, that das Pferd einen Satz, der uns Beide hintenüber in den Wagen ſchleuderte, und hätte Niels Kei nicht die Zügel

erfaßt, ſo wäre es vermuthlich in Karriere nach Hellebeck gerannt.

Indeſſen gelang's ihm doch, deſſelben Herr zu werden, und in leidlich regelrechter Fahrt ſetzten wir unſren Weg fort. Der Regen ſtrömte herab und die Finſterniß war ſo dicht, daß die weiße Kirchhofsmauer mir faſt grau erſchien, als wir an derſelben vorbeifuhren. Gerade als wir nach der Ziegelei umbogen und faſt die ganze Länge der Mauer paſſirt hatten, krieſch eine Eule mit einem ſcharfen, gellenden Schrei über unſeren Häuptern, und im ſelben Augenblick ſtand der Braune wieder ſo ſtill, daß wir Beide nahe daran waren, über das Wagengeländer hinauszuſegeln.

„Herr Jeſes! Was iſt das?“ ſchrie Niels Kei, indem er krampfhaft meinen Arm packte und mit der anderen Hand gradeaus deutete.

Mein Blick folgte der Richtung. Es blitzte, blinkerte und glänzte in der Luft; es war wie

ein einzelner Mondſtrahl, oder vielmehr wie wenn ein großer, heller Lichtkegel aus einem einzeln ſtehenden Hauſe in der Nähe der Ziegelei hervorquölle. Dann ſammelte er ſich wieder in der Luft und fiel wie ein weißer, heller, blendender Fleck gerade auf die Kirchhofsmauer. Schneller als ich es zu erzählen vermag, erweiterte ſich der Fleck zu einer breiten, nebligen, leuchtenden Fläche, und mitten in derſelben ſtand unſicher und halb in der Luft zerfließend das Skelett eines Pferdes.

Niels ſtarrte auf die Erſcheinung hin. Der Fleck zog ſich wieder zuſammen, war kleiner, heller und leuchtender, und jetzt war das Skelett ſo deutlich, daß wir jede Rippe zählen konnten. Plötzlich machte es gleichſam einen Sprung in der Luft, der Lichtkegel verſchwand und Alles war in das ſchwärzeſte Dunkel gehüllt. Im ſelben Augenblick ſchoß der Braune von dannen. Ich hörte das Raſſeln herabrollender Chauſſee-

kieſel, dann einen Krach — Niels Kei und ich lagen im Graben, den Wagen halb über uns.

„Was war das?“ war meine erſte Frage, als wir wieder auf der Chauſſee ſtanden und ich mich überzeugt hatte, daß ſowohl Niels Kei wie ich ſelber, ein Paar kleine Schrammen abgerechnet, unverletzt waren.

„Das war augenſcheinlich der Böſe ſelbſt. Das war Schimmelmann's Pferd, Herr Student!“ ſagte Niels Kei und ſpie den Reſt von Kies und Sand aus, welche er bei dem Sturze vom Grabendamm in den Mund gekriegt hatte.

„Dummes Zeug, Niels!“ rief ich aus, erfreut, daß ich nicht allein war. „Laßt uns in das Haus dort gehen, aus welchem das Licht kam! Laßt uns die Ziegelei durchſuchen; es muß ja natürlich zugegangen ſein!“

„In das Haus dort, Herr Student?“ ſchrie Niels Kei und wich ein Paar Schritte zurück. „Nein, nicht wenn mir Einer hundert blanke

Thaler böte! Dort erhängte ſich der Knecht des Pachters im Frühjahr, und dort ſpukt es ärger als irgendwo. Sie kam ja auch von dorther, die verdammte Schindmähre. Gott ſei uns Allen gnädig!“

„Aber der Wagen?“ wandte ich ein, als Niels Anſtalt machte, fortzugehen.

„Der mag liegen bleiben bis morgen,“ ſagte Niels, ohne ſich um ſein koſtbarſtes Eigenthum zu bekümmern. „Gott ſteh mir bei! Ich brauche wohl bald weder Pferd noch Wagen. — Es ſollte alſo ein Leichenwagen ſein,“ fügte er leiſe hinzu, während er in den Waldweg hinunter bog, wo man noch den Galopp des Braunen hörte, welcher, die zerriſſenen Stränge hinter ſich her ſchleifend, nach Haus rannte.

III.

Der nächſte Tag war regneriſch und ſtürmiſch. Erſt gegen Abend konnte ich zu Niels Kei hinunter kommen, um nachzuſehen, wie es ihm gehe, und ob der Braune ſich in den Stall zurückgefunden habe. Ich ſchritt durch den kleinen Garten, wo die Georginen und Stockroſen im Regen zu frieren ſchienen, in den engen, durch ein Plankwerk abgeſchloſſenen Hof hinein. Dort lag Niels Kei's ſtattlicher Korbwagen mit zerbrochenem Geſtell und geknickter Deichſel. Der Braune ſtand wiehernd an der Krippe, als warte er auf ſein Futter; aber er war weder gewaſchen noch geſtriegelt. Der Futterſack lag mitten im

Hofe, von Regen durchweicht, und die Thür zum Hauſe war wider Gewohnheit geſchloſſen. Ich drückte auf die Klinke und trat in das kleine gepflaſterte Vorzimmer — dort war Niemand. Ich ging in die Wohnſtube; das Licht fiel matt und trübe durch die bleigefaßten, ſonnenfleckigen Scheiben; die Kommodenſchiebladen waren herausgezogen, ihr Inhalt rund umher auf Stühlen und Bänken ausgebreitet, und auf dem roth gemalten Tiſche lag eine Rolle Geld und ein Haufen alter, ſchmutziger Banknoten. Daneben gewahrte ich einen großen Bogen weißes Papier und eine dintenbeſpritzte Feder, ſowie eine Pomadenkruke mit einem dintengefüllten Schwamm, lauter Anzeichen, daß Niels Kei mit Schreiben, einer ihm ſonſt ganz ungewohnten Arbeit, beſchäftigt geweſen ſei. Die Unordnung im Zimmer bewies auch, daß etwas Beſonderes vorgehen müſſe. Ich bückte mich über das Papier und

las folgende Zeilen, die mit großen, ungeübten Zügen gekritzelt waren:

„Für dem Pfalle, das ig Durch Todt umkommen ſollte, Schenke ich der armenkaſe in Helebek zwei hundert Kinder, Die ſollen vom Paſter vertheilt werden wenn —"

Weiter war er nicht gekommen; das Wort „Kinder" war mehrmals durchgeſtrichen, und ſtatt deſſen war Etwas hineingekritzelt, das vermuthlich Reichsthaler bedeuten ſollte, aber zu einem großen Klexe geworden war. Ob Mangel an Uebung die Schuld davon trug, oder ob der Klex der Branntweinflaſche zu verdanken war, die halb geleert auf dem Tiſche ſtand, wage ich nicht zu entſcheiden. Jedenfalls überfiel mich eine heimliche Angſt, daß Niels Kei Selbſtmord begangen habe oder begehen wolle. Es war mir daher keine geringe Erleichterung, als ich, nachdem ich den Schweinekoben und die übrigen

Hintergebäude paſſirt hatte, ihn drunten am Strande ſtehen ſah, die Arme verſchränkt, den Rücken mir zugekehrt, und unverwandt auf's Meer hinausſtarrend, als erwarte er ein fernher kommendes Schiff. Er drückte meine ihm dargebotene Hand, ohne mich zu fragen, wie es mir gehe, oder auch nur „Guten Abend" zu ſagen, und ſchritt dann geſenkten Hauptes und mit einem ſeltſam ſtumpfen Geſichtsausdrucke dem Hofe zu. Ich folgte ihm und ſo traten wir Beide faſt gleichzeitig in die Wohnſtube.

„Ich wollte über die Deichſel und den zerbrochenen Wagenkorb mit Ihnen reden," hob ich an.

„Danke, das iſt nicht nöthig," verſetzte er und that einen Schluck aus der Flaſche.

„Gewiß, Niels," fuhr ich fort. „Ich war es ja, der verlangte, daß wir den Weg einſchlagen ſollten."

„Freilich, aber ich war es, der darauf ein-

ging," erwiderte er und ſchob die kleine Summe zurück, welche ich auf den Tiſch gelegt hatte. „Behalte Er ſein Geld, Herr Student! Er wird beſſere Verwendung dafür haben, als ich."

„Sagen Sie mir, Niels," frug ich und ergriff, der Sache direkt auf den Leib gehend, das Dokument. Sie denken doch nicht daran, zu ſterben? Was haben Sie da geſchrieben?

„Es iſt mein Teſtemonium," ſagte er und nahm es mir ſanft aus der Hand.

„Teſtament," verbeſſerte ich.

„Ja, wie man nun ſagen mag," antwortete er etwas verdrießlich. „Ich fing das Teſtemonium heute morgen an, aber es wollte nicht recht gehen. So war ich denn drüben bei Ole Hanſen's Wittwe. Sie ſagte mir, das Papier müſſe geſtempelt ſein, und ich müßte einen Prokurator dazu haben. Es iſt Jemand zu ihm geſchickt."

„Aber, Niels!“ rief ich wieder aus. „Wie können Sie an das dumme Gewäſch glauben? Wir ſahen ja Beide das Pferd oder was es ſonſt war, und wenn es etwas bedeutet, ſo kann ich ja eben ſo gut ſterben, wie Sie.“

Er ſah mich ein wenig unſicher an, dann ſchenkte er einen Schnaps ein und ſagte: „Nein, Sie gehören nicht zum Kirchſpiel, Student; es gilt nur den Kirchſpielsleuten von Hellebeck. Ehe zwei Tage um ſind, bin ich nordwärts gefahren.“

Ich wollte mich wieder bemühen, ihn von der Thorheit ſeines Aberglaubens zu überzeugen, als in der Thür eine kleine, dicke, wohlgenährte Perſon mit rothbäckigem, lächelndem Geſichte und mit einer großen Mappe unter dem Arm erſchien. Es war der Prokurator.

„Nun, Sie wollen alſo bei Zeiten Ihr Haus beſtellen, Niels Kei?“ rief er uns mit der jovialſten Stimme von der Welt entgegen. „Das mag ich leiden! Ein vernünftiger Mann denkt weiter, als

von heute auf morgen, und um Lebens und Sterbens willen ist es gut, Alles in Ordnung zu haben."

Hier machte der Prokurator zwei jungen Menschen Platz, welche aussahen, als warteten sie nur darauf, einmal fetter zu werden. Er legte die Mappe auf den Tisch, nahm eine Prieſe und sagte mit einem Blick auf mich: „Lassen Sie uns denn beginnen!"

„Ja, lassen Sie uns das thun!" versetzte Niels Kei mit klangloser Stimme. „Um Lebens und Sterbens willen!"

IV.

Am nächſten Tage ſollte Ole Hanſen begraben werden. Die Flaggen wehten auf Halbmaſt beim Zollkontroleur und auf den Böten an der Küſte. An vielen Stellen bei Freunden und Bekannten, auch bei Niels Kei, waren Buchsbaum- und Tannenzweige vor dem Hauſe geſtreut. Alles deutete auf ein Trauerfeſt, ausgenommen der Himmel, der ſo klar und heiter war, wie ein däniſcher Oktobertag es ſein kann. Die Fiſcher ſtanden in Gruppen vor dem Trauerhauſe, wartend, daß an ſie die Reihe käme, einen Schnaps und einen Biſſen Brot bei dem Verſtorbenen zu ſich zu nehmen, deſſen Wohnſtube

lange nicht groß genug war, ſie Alle auf einmal zu beherbergen. Ich ſchloß mich ihnen an, denn Abends vorher waren mir mehrere unzweideutige Winke zugegangen, daß ein Student die Ehre welche man dem Todten erwieſe, bedeutend erhöhen würde. Ja, Hellebeck befand ſich noch in ſeinem Unſchuldzuſtande!

Während ich nachdenklich daſtand und die ſchwarzen Leichenſchemel betrachtete, die mitten auf den Weg geſtellt waren, ſah ich Niels Kei herankommen. Er war ungewöhnlich geputzt, mit blankem Hut, blauer Jacke und rothwollenem Hemde; aber er war leichenblaß und ſeine Backennarbe glühte. Stumm drückte er mir und den Andern die Hand; dann ging er hinein, um ſeinen Schnaps zu trinken. Gleich darauf ordnete ſich der Zug; man hatte nur noch auf Niels gewartet. Der Sarg wurde herausgetragen und auf die Schemel geſtellt. Zwei weißhaarige Spielleute mit echten Trauerphyſiogomien ſchritten

voran und fiedelten einen Leichenmarſch, der in ſeiner tragiſchen Naivetät faſt komiſch anzuhören war. Dicht hinter dem Sarge ging Niels Kei, in ſeiner Eigenſchaft als Freund und wohlhabender Mann, mit der Familie des Todten. Dann folgte ich, als Ehrengaſt, neben dem Schulmeiſter, während die zahlreichen Fiſcher nebſt einzelnen Bauern den Beſchluß machten. Still und langſam bewegte ſich der Zug in dem klaren, aber kalten Herbſtſonnenſchein und unter den ſeltſamen, bald kreiſchenden, bald klagenden Violintönen vorwärts. Dann machte man Halt, theils um die Träger zu wechſeln, theils auch, wie ich mich bald überzeugte, um dem Verſtorbenen noch einmal eine letzte Huldigung zu erweiſen. Wenn Blumen und Grün über den Weg geſtreut waren, ſo bedeutete dies, daß Ole Hanſen hier einen Freund gehabt. Der Sarg ward vor der Thüre niedergeſetzt, die Spielleute geigten eine Art Choral, und dann ging man der Reihe nach

in's Haus, um einen Schnaps zu nehmen. Die Stimmung begann, je weiter man kam, immer weniger traurig zu werden — denn Ole Hanſen hatte viele Freunde gehabt. Jedesmal, wenn wir einer blumengeſchmückten Stelle entgegen ſchritten, ſtrichen die Spielleute luſtiger ihre Geigen, das Geſpräch erklang lauter und lärmender, und die Schnäpſe wurden flinker herumgereicht. Niels Kei, der ſich Anfangs hinter dem Sarge gehalten hatte, nahm bald ſeinen alten Platz neben mir ein, ſein Geſicht verlor mehr und mehr den melancholiſchen Ausdruck, und jedesmal, wenn er von einem Rundgange zurück kam, drückte er mir feſt die Hand, deutete auf den Sarg und ſprach mit ſteigendem Nachdruck des Tones nur die Worte: „Er war mein Freund, Herr Student!“

Ich ſah ordentlich mit einer Art Erleichterung den weißen Flugſand um uns her und die Hornbecker Plantage mit ihren hellen Birken und

düſteren Föhren im Hintergrunde; denn wäre der Weg auf der ganzen Strecke ſo bebaut geweſen, ſo wären wir, glaube ich, Alle vielleicht „ſeliger“ als der Verſtorbene nach Hellebeck gekommen. Das Ganze hatte etwas ſeltſam Poſſenhaftes. Ja, dieſer Eindruck verſchwand nicht einmal, als wir, nachdem man den letzten und größten „Rundgang“ im Hornbecker Kruge gehalten, auf den Kirchhof gelangten. Der Sarg wurde nach Seemannsbrauch in etwas ſchaukelnder Weiſe hinabgeſenkt. Der Prediger hielt eine ziemlich ſalbungsvolle Rede, und als die drei unvermeidlichen Schaufeln Sand auf den Sargdeckel geworfen und das Vaterunſer geſprochen worden, hielt ich das Ganze für beendet. Fortwährend hatte ich mit geheimer Aufmerkſamkeit Niels Kei beobachtet. Zuerſt ſtand er mit gefalteten Händen und ſtarrte unverwandt vor ſich hin. Während der Rede begann er mit den Armen zu ſchlenkern und den Kopf zu ſchütteln,

als mißbillige er dann und wann die lobenden Worte des Predigers. Endlich behielt er, wie aus Zerſtreuung, den Hut auf dem Kopfe, während das Vaterunſer geſprochen ward. Gerade als das Gefolge, ſich anſchickte, den Kirchhof zu verlaſſen, machte er plötzlich eine große Schwenkung um daſſelbe herum und ſteuerte mit keineswegs ſicheren Schritten auf das Brett zu, das über das Grab gelegt war.

„Fort mit der letzten Planke!“ ſchrie er und ſtieß ſie mit dem Fuße bei Seite.

Ein allgemeines Aufſehen entſtand; aber er ſtellte ſich dicht an den Rand des Grabes und ſtarrte mit höchſt nachdenklicher Miene in daſſelbe hinab. Plötzlich riß er den Hut vom Kopfe, ſtreckte die Hand aus und ſagte: „Ja, da liegſt Du nun, Ole Hanſen! — Du warſt mein Freund! Aber das haſt Du dafür, daß Du ſchlechten Kours gehalten haſt und nicht an der Landſpitze vorbei ſegelteſt!“

Er hielt einen Augenblick inne, als ſuche er nach Worten. Dann fuhr er wieder fort: „Du warſt mein Freund, Ole Hanſen! Aber Du warſt ein großer Sünder vor Gott und Menſchen. Das weiß ich beſſer als — — —“

Niels Kei's Rede bekam hier einen etwas jähen Schluß. Die Erde wich unter ſeinen Füßen und mit einem hohlen Gepolter ſtürzte er in's Grab, während das Gefolge mit einem Schrei des Entſetzens herbei eilte, um ihn wieder herauf zu ziehen.

Am folgenden Tage war ich wieder draußen, um nach Niels Kei zu ſehen. Er lag im Bette, den Kopf mit einem Tuche verbunden; denn beim Hinabſtürzen hatte er ſich die Naſe bedenklich an der Sargecke geſchunden. In ſeinem Weſen lag eine ungewöhnliche Ruhe und Sanftmuth, welche vielleicht eben ſo ſehr eine Folge der Todesgedanken, die ihn quälten, wie der Scham über ſein Betragen auf dem Hornbecker Kirchhofe war.

Er ſprach ſehr vernünftig und verſtändig über Alles; aber Eins ließ er ſich abſolut nicht ausreden: daß es ſein letzter Tag ſei, und daß er vor Mitternacht ſterben müſſe.

Vergebens bemühte ich mich, ihm einleuchtend zu machen, das ſolche Vorzeichen in der Regel nichts zu bedeuten haben. Vergebens ſuchte ich die Erſcheinung durch naturwiſſenſchaftliche Gründe weg zu erklären, was mir außerdem ziemlich ſchwer fiel, da ich ſie ſelber nicht völlig begriff. Vergebens ſprach ich von einem zufälligen Lichtſchein aus dem Ziegelofen, von Luftſpiegelungen und Nebelbildern in gebrochenem Lichte. Er wies jedes Vernunftraiſonnement mit den Worten ab: „Jeder mag glauben, was er will.“

Nachmittags kam ich wieder. Niels Kei war aufgeſtanden und hatte ſich umgekleidet, aber er ſchien nirgends Ruhe zu haben. Er ging vom Stall in die Stube, von der Stube in den klei-

nen Garten am Strande, und ſelbſt dort rückte er von der einen der beiden Bänke nach der andern hinüber, als verfolge ihn ſein eigener Schatten. Zuletzt ging er in die Wohnſtube, wo er ſich auf die Ofenbank ſetzte und ſein Geſicht in beide Hände vergrub. So blieb er ſitzen, während die Dämmerung anbrach, ohne meiner wohlgemeinten Rathſchläge und Ermahnungen zu achten, und gleichgültig gegen Alles mit Ausnahme der grünen Bornholmer Wanduhr, auf deren Zeiger er dann und wann einen bedeutſamen Blick warf. Die Dunkelheit nahm mehr und mehr zu, allein immer noch ſaß er eben ſo unbeweglich. Als die Uhr ſieben ſchlug, erhob er ſich plötzlich und frug:

„Hat der Student etwas dawider, mich zum Paſtor zu begleiten?“

„Nicht das Mindeſte, Niels,“ antwortete ich, froh darüber, daß ſeine Gedanken eine andere Richtung nahmen, aber doch etwas bedenklich

über den langen Weg, den wir zurücklegen ſollten.

„So laßt uns gehen!“ ſagte er und nahm ſeinen Hut vom Wandhaken.

Wir traten auf die Straße hinaus. Ich wollte rechts abbiegen, aber Niels ſagte: „Nein es iſt wohl am beſten, daß ich mit dem in Helſingör ſpreche.“ — Es war augenſcheinlich, daß ſein Benehmen auf dem Kirchhofe ihm ſchwer auf dem Herzen lag. Wir paſſirten die Dorfſtraße von Aalsgaarde und gingen über die Mühlenbrücke; als wir jedoch an dem Kruge vorbei kamen, wo einige junge Fiſcher ſtanden, lachten ſie über ihn. Niels Kei wandte den Kopf nach der anderen Seite und ſagte nichts. Langſam und unter beiderſeitigem Schweigen durchwanderten wir die Hauptſtraße von Helleback, bis wir zu der Stelle kamen, wo ein Waldweg nach links abbiegt. Hier ſtand Niels ſtill, als kämpfe er mit ſich ſelbſt, und ſagte dann:

„Laßt uns den kürzeſten Weg gehen!“ Mit dieſen Worten zündete er eine Laterne an, die er aus ſeiner Friesjacke zog. Langſam und behutſam wanderten wir fürbaß auf dem Deiche, oft über die Baumwurzeln ſtolpernd, und jedesmal, wenn der flackernde Schein der Laterne auf einen der weißen Birkenſtämme fiel, ſah ich, daß Niels zu ihnen hinüber ſchielte. Endlich erreichten wir die Kirchhofsmauer, wo ein kleiner Tannenſteig zu dem Hauptwege bei der Ziegelei hinauf führt. Hier blies Niels Kei die Laterne aus und ſagte kurz: „Hier war es!“

„Ja,“ antwortete ich, mich umblickend und bemerkend, daß wieder Licht in dem einzeln ſtehenden Hauſe ſei.

Gerade als ich das Wort ausſprach, blitzte ein Lichtſchimmer, wie von einem Spiegel, aus dem Hauſe über den Weg hin. Ein weißer, blendender, zirkelrunder Fleck zeigte ſich auf der Kirchhofsmauer, und mitten in demſelben ſtand

— nicht Schimmelmann's Pferd, ſondern — ein langbeiniger Storch mit einem Froſche im Schnabel.

Die Ueberraſchung war ſo plötzlich und die Wirkung ſo überwältigend komiſch, daß ich in Lachen ausbrach, ohne auf Niels Kei zu achten, welcher vor Schreck die Laterne verloren hatte.

„Es iſt eine Laterna magica!“ rief ich aus und zog ihn nach dem Hauſe hin. „Kommen Sie mit hinein, Niels, und Sie ſollen ſehen, daß Alles natürlich zugeht.“

Es verhielt ſich ganz, wie ich geſagt hatte. Drinnen im Hauſe ergötzten ſich die Pächterknaben damit, die Spiegelbilder der Zauberlaterne durch ein Loch in der Thür auf die weiße Mauer zu werfen. Ein ſcharfes Verhör ergab, daß ſie namentlich dies Unweſen getrieben hatten, wenn Leute vorüber kamen, und daß ſie am Freitagabend ſchuld an unſerm Unfall geweſen waren.

„Sollen wir noch zum Paſtor gehen?“ frug ich, als wir wieder auf der Landſtraße ſtanden.

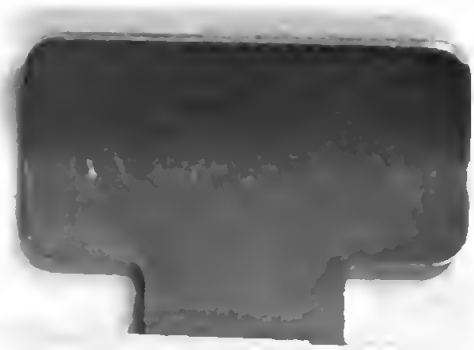
„Nein, ich glaube, es hat jetzt keine Eile damit,“ ſagte Niels Kei mit ſeinem alten, verſchmitzten Lächeln. „Aber will der Student nach dem Kruge und einen Eierpunſch trinken, ſo bin ich mit von der Partie.“

„Na, ſo war's alſo eine Laterna magica,“ fuhr Niels fort, als wir in der behaglichen Schänkſtube ſaßen und er ſein Glas mit mir anſtieß. „Ja, wer konnte das auch wiſſen? So ne könnte der Student mir in Kopenhagen kaufen; aber es muß eine mit Schimmelmann's Pferd ſein — denn in's Grab kam ich ja doch,“ fügte er ſpitzbübiſch hinzu.

V.

Niels Kei fährt nicht mehr mit dem Braunen zwiſchen Hellebeck und Helſingör. Er iſt längſt ſchon „nordweſt gefahren“ mit der großen Extrapoſt, die uns Alle abgeholt. Ob er vor ſeinem Tode Schimmelmann's Pferd ſah, habe ich niemals erkundet. Dagegen fand man in ſeinem Nachlaſſe ein rechtsgültiges „Teſtemonium“ auf Stempelpapier, worin zweihundert Reichsthaler für arme Kinder in Hellebeck ausgeſetzt waren. Ueber die Urſache dieſer Freigebigkeit zirkulirten eine Zeitlang die verſchiedenſten Gerüchte. Einige wollten wiſſen, Niels Kei habe in ſeiner Todes-

ſtunde dem Prediger anvertraut, daß er im Verein mit Ole Hanſen einen Beutel Spezies-thaler in dem Steinhaufen über Schimmelmann's Pferd verſteckt gefunden habe: Das würde manches Auffällige in Niels Kei's Benehmen während jener ſchickſalsſchwangeren Tage erklären.

Ende.

Ha